Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Eilfter Band.

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.
1826.

Gl. 44/1783

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Zur Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

(Fortsetzung.)

Seite

XX. Auszug aus Gotth. Ephr. Lessing's theatralischer Bibliothek. 3

I. Von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. 8

II. Leben Jacob Thomson's. 22

III. Über das Trauerspiel Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando. 57

IV. Leben des Philipp Nericault Destouches. 63

V. Über das Lustspiel: die Juden. 74

VI. Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind. 87

VII. Nachricht von Ludewig Riccoboni. . 216

VIII. Geschichte der englischen Schaubühne. . . 220

Zur Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

(Fortsetzung.)

Bayerische Staatsbibliothek München

XX.

Auszug
aus
Gotth. Ephr. Lessing's
Theatralischer Bibliothek.

1754 — 1758.

Vorrede.

Man wird sich der Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahre 1750 vier Stück zum Vorschein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, sondern andere Umstände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweisen, daß Leute von Einsicht und Geschmack öffentlich die Fortsetzung derselben gewünscht haben. Und so viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünschen, nach Gelegenheit, ablassen muß, so bleibt doch noch immer so viel

davon übrig, als hinlänglich ist, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man sieht leicht, daß ich hiermit diese Theatralische Bibliothek als eine Folge gedachter Beiträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Ernte; sondern mein Recht auf diese Arbeit ist gegründet. Von mir nämlich schrieb sich nicht nur der ganze Plan jener periodischen Schrift her, so wie er in der Vorrede entworfen wird; sondern auch der größte Theil der darin enthaltenen Aufsätze ist aus meiner Feder geflossen. Ja, ich kann sagen, daß die fernere Fortsetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu diesem Entschlusse brachten mich theils verschiedene allzu kühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; theils einige kleine Fehler, die von Seiten seiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Leser von den Verfassern überhaupt einen schlechten Begriff beibringen mußten. Er übersetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavell. Ich konnte mit der Wahl dieses Stücks, in gewisser Absicht, ganz wohl zufrieden seyn; allein mit seinem Vorberichte hatte ich Ursache, es ganz und gar nicht zu seyn. Er sagte unter andern darin: „Fragt man mich, warum ich nicht lieber ein gutes, als ein mittelmäßiges Stück gewählt habe: so bitte ich, mir erst ein

gutes Stück von dem italiänischen Theater zu nennen." — — Diese Bitte machte mich so verwirrt, daß ich mir nunmehr beständig vorstellte, ein jeder, der in der welschen Litteratur nur nicht ganz und gar ein Fremdling sey, werde uns zurufen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiäner, so haben wir uns feine Dinge von euch zu versprechen!

Was war also natürlicher, als daß ich die erste die beste Gelegenheit ergriff, mich von einer Gesellschaft loszusagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunstalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzusetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl sah, daß es gemeinschaftlich mit Anderen nicht allzuwohl auszuführen sey.

Ich weiß nicht, ob ich mir schmeicheln darf, diese Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigstens kann ich versichern, daß ich seitdem nicht aufgehört habe, meinen erstern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einschränkung des Plans, zu meiner Absicht dienlich war.

Diese Einschränkung bestand darin, daß ich den Beiträgen, welche, ihrer ersten Anlage nach, ein Werk ohne Ende scheinen konnten, eine Anzahl

mäßiger Bände bestimmte, welche, zusammengenommen, nicht bloß einen theatralischen Mischmasch, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern, obgleich ohne Ordnung, weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich setzte mir also vor, nicht alles aufzusuchen, was man von der dramatischen Dichtkunst geschrieben habe, sondern das Beste und Brauchbarste; nicht alle und jede dramatische Dichter bekannt zu machen, sondern die vorzüglichsten, mit welchen entweder eine jede Nation, als mit ihren größten prangt, oder welche wenigstens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bei diesen wollte ich mich bloß auf diese von ihren Stücken einlassen, welchen sie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmstes Augenmerk blieben aber dabei noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leisten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beiträgen versprochen habe.

Zweierlei wird man daselbst auch noch versprochen finden, womit ich mich aber jetzt ganz und gar nicht abgeben will. Erstlich werde ich es nicht wagen, die dramatischen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich selbst unter sie gemengt habe, so habe ich mich des Rechts, den Kunstrichter über sie zu spielen, verlustig gemacht. Denn entweder sie sind besser, oder sie sind geringer, als ich. Jene setzen sich über mein Ur-

theil hinweg, und um was diese ihre Leser bitten, darum muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

— — — date crescendi copiam
Novarum qui spectandi faciunt copiam
Sine vitiis. — —

Zweitens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der verschiedenen Bühnen in Deutschland mittheilen: theils weil ich für die wenigsten derselben würde stehen können; theils weil ich unseren Schauspielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eifersucht geben will. Sie brauchen, zum Theil wenigstens, eben so viel Ermunterung und Nachsicht, als unsere Schriftsteller.

Was die äußerliche Einrichtung dieser theatralischen Bibliothek anbelangt, so ist weiter dabei nichts zu erinnern, als daß immer zwei Stücke einen kleinen Band ausmachen sollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht bestimmen kann, welcher es seyn wird, soll eine kurze chronologische Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen ist, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal übersehen könne. An eine gewisse Zeit werde ich mich dabei nicht binden; wohl aber kann ich versichern, daß mir selbst daran liegt, so bald es sich thun läßt, zu Stande zu kommen.

I.

Von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele.

Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines großen Geistes, als eines kleinen seyn. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist. Was bei jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bei diesem der Ekel. Das Genie will mehr thun, als sein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anderes.

Beide lassen sich nicht immer auf den ersten Blick von einander unterscheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit diesen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pendanterei, daß man, voll unwissenden Stolzes, jenes zu diesem erniedrigt. Genaue Beurtheilung muß mit der lautersten Unparteilichkeit verbunden seyn, wenn der aufgeworfene Kunstrichter weder aus wollüstiger Nachsicht, noch aus neidischem Eigendünkel fehlen soll.

Diese allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen

reden will, welche zu unseren Zeiten in der dramatischen Dichtkunst sind gemacht worden. Weder das Lustspiel, noch das Trauerspiel, ist davon verschont geblieben. Das erstere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andere um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darin weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten; man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden, und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte.

Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel, und seine Widersacher das weinerliche nennen.

Aus der zweiten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel.

Jene ist von den Franzosen, und diese von den Engländern gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beide aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu seyn scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer größer scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anderes, welches alles Große zu sich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrießlich, sich immer

auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, seines Gleichen aus einem edeln Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bei sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabene Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären.

Dieses ist vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigstens ein Gedanke ist. — — Ich will für diesesmal nur die erste Veränderung zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweiten auf einen andern Ort sparen.

Ich habe schon gesagt, daß man ihr einen doppelten Namen beilegt, welchen ich auch sogar in der Überschrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloße Anwendung des einen, so schlechtweg gegen den Begriff des andern zu erklären. Das *weinerliche Lustspiel* ist die Benennung derjenigen, welche wider diese neue Gattung eingenommen sind. Ich glaube, obschon nicht hier, sondern anderwärts, das Wort *weinerlich*, um das französische larmoyant auszudrücken, am ersten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jetzt nicht besser zu übersetzen, wenn anders der spöttische Nebenbegriff, den man damit hat verbinden wollen, nicht verloren gehen sollte. Man sieht dieses an der zweiten Benennung, wo ihre Vertheidiger

ihre Rechnung dabei gefunden haben, ihn gänzlich wegzulassen. Ein rührendes Lustspiel läßt uns an ein sehr schönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weiß nicht was für ein kleines Ungeheuer zu versprechen scheint.

Aus diesen verschiedenen Benennungen ist genugsam, glaube ich, zu schließen, daß die Sache selbst eine doppelte Seite haben müsse, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, sonst würden sich nicht so viele schöne und scharfsinnige Geister für sie erklären; sie muß aber auch eine schlechte haben, sonst würden sich andere, die eben so schön und scharfsinnig sind, ihr nicht widersetzen.

Wie kann man also wohl sicherer hierbei gehen, als daß man jeden von diesen Theilen hört, um sich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu schlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem sie sich gewissermaßen beide vereinigen lassen? Zum guten Glücke finde ich, sowohl hier, als da, zwei Sprecher, an deren Geschicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn sie nicht beide Recht haben.

Der eine ist ein Franzose, und der andere ein Deutscher. Jener verdammt diese neue Gattung, und dieser vertheidigt sie; so wahr ist es, daß die wenigsten Erfindungen, an dem Orte, wo sie gemacht werden, den meisten Schutz und die meiste Unterstützung finden.

Der Franzose ist ein Mitglied der Akademie von Rochelle, dessen Name sich mit den Buchstaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das Weinerlich-komische geschrieben, welche bereits im Jahre 1749 auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen sind. Hier ist der völlige Titel: Réflexions sur le Comique-larmoyant, par Mr. *M. D. C.*, Trésorier de France et Conseiller au Présidial, de l'Académie de la Rochelle; adressées à M. M. *Arcere* et *Thylorier* de la même Académie.

Der Deutsche ist der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahre 1751, bei dem Antritte seiner Professur, durch eine lateinische Abhandlung pro Comoedia commovente, zu der feierlichen Antrittsrede einlud. Sie ist in Quart auf drei Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan ist, nicht noch einmal thun solle, wenn man nicht gewiß wisse, daß man es besser thun werde, scheint mir so billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entschuldigen, daß ich jetzt gleich beide Aufsätze meinem Leser übersetzt vorlegen will, wenn dieses Verfahren eine Entschuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzosen, die man also zuerst lesen wird, bin ich ein wenig französisch verfahren, und beinahe wäre ich noch französischer damit umgegangen. Sie ist, wie man gesehen hat, an zwei Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle

gerichtet; und ich habe es für gut befunden, diese Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verschiedene Noten, die nicht viel sagen wollen; ich habe also die armseligsten weggelassen, und beinahe hätten sie dieses Schicksal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von sechs Seiten, und auch diese habe ich nicht übersetzt, weil ich glaube, daß sie zu vermissen ist. Beinahe hätte ich sogar den Anfang der Abhandlung selbst übergangen, wo uns mit wenigem die ganze Geschichte der dramatischen Dichtkunst, nach dem Pater Brumoi, erzählt wird. Doch weil der Verfasser versichert, daß er diese Schritte zurück nothwendig habe thun müssen, um desto sicherer und mit desto mehr Kräften auf seinen eigentlichen Gegenstand losgehen zu können, so habe ich alles gelassen, wie es ist. Seine Schreibart übrigens schmeckt ein wenig nach der kostbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen will. Ich habe sie größtentheils beibehalten müssen, und man wird mich entschuldigen.

Ohne weitere Vorrede endlich zur Abhandlung selbst zu kommen; hier ist sie!

Hier folgen in dem Originale: Betrachtungen über das Weinerlich=komische, aus dem Französischen des Herrn M. D. C.

Hier ist die Schrift des französischen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht scheint, daß sie der

Herr Prof. Gellert gekannt habe, so ist es dennoch geschehen, daß er auf die meisten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil sie dem Leser noch in frischem Andenken seyn müssen, so will ich ihn nicht lange abhalten, sich selbst davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag so gut seyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuschreiben, wenn er finden sollte, daß er sich diesesmal schlechter ausdrücke, als er sonst von ihm gewohnt ist. Man sagt, daß auch die besten Übersetzer Verhunzer wären.

Hier folgt Gellert's Abhandlung für das rührende Lustspiel, vollständig übersetzt.

So weit der Herr Prof. Gellert! Ich würde meinen Lesern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß sie es nunmehr von selbst wissen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausschlag thue. Ich will zum Überflusse alles, was man für und wider gesagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal übersehen kann. Ich will sie so einrichten, daß sie, wo möglich, alles Mißverständniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspres-

sende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meint man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind; oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals dawider etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beispiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen, nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bei Seite gesetzt hat, Plautus, hat die Gefangenen gemacht, und, was noch mehr ist, dem Philemon seinen Schatz, unter der Aufschrift Trinummus, abgeborgt. In beiden Stücken, und auch in anderen, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im Moliere selbst fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deßwegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzu gewöhnlich macht. Was man von dem schleunigen Übergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem Unnatürlichen desselben gesagt hat, betrifft nicht die Sache selbst, sondern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exempel, welches der Franzose aus dem Schauspiele Simson anführt. Frei-

lich muß der Dichter gewisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten, und unsere Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Äußersten plötzlich auf das andere gerissen werden, ist ganz etwas anderes, als von einem Äußersten allmählig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andere Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet: diejenige nämlich, worin man gar nicht lacht, auch nicht einmal lächelt; worin man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kann man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen: ist ein solches Stück dasjenige, was man von jeher unter dem Namen Komödie verstanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert selbst Nein. Ist es aber gleichwohl ein Schauspiel, welches nützlich und für gewisse Denkungsarten angenehm seyn kann? Ja; und dieses kann der französische Verfasser selbst nicht gänzlich in Abrede seyn.

Worauf kommt es also nun noch weiter an? Darauf, sollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauspiels gegen die Nützlichkeit der alten Komödie bestimme, und nach Maßgebung dieser Bestimmung entscheide, ob man beiden einerlei Vorzüge einräumen müsse oder nicht. Ich habe schon gesagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chaussee in eine Klasse gesetzt

hat, und daß die hartnäckigsten Feinde des letztern niemals dem erstern den Ruhm eines vortrefflichen komischen Dichters abgesprochen haben, so viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in seinen Stücken auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieses allein wahre Komödien sind, welche sowohl Tugenden, als Laster, sowohl Anständigkeit, als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Die Klugen und Thoren sind in der Welt untermengt; und ob es gleich gewiß ist, daß die ersteren von den letzteren an der Zahl übertroffen werden, so ist doch eine Gesellschaft von lauter Thoren beinahe eben so unwahrscheinlich, als eine Gesellschaft von lauter Klugen. Diese Erscheinung ahmt das Lustspiel nach, und nur durch die Nachahmung derselben ist es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, sondern beides zugleich, in einem Lichte vorzustellen, in welchem das eine das andere erhebt. Man sieht leicht, daß man von diesem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man schon längst den Namen des Possenspiels gegeben, dessen charakteristische Eigenschaft darin besteht, daß es nichts als Laster und Ungereimtheiten, mit keinen anderen als solchen Zügen schildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieses Lachen nun ein nützliches

oder ein sinnloses Lachen seyn. Edle Gesinnungen, ernsthafte Leidenschaften, Stellungen, wo sich die schöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demselben ganz und gar weg; und wenn es außerdem auch noch so regelmäßig ist, so wird es doch in den Augen strenger Kunstrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worin wird also die andere Abweichung bestehen? Unfehlbar darin, wenn man nichts als Tugenden und anständige Sitten, mit keinen anderen als solchen Zügen schildert, welche Bewunderung und Mitleiden erwecken, beides mag nun einen Einfluß auf die Besserung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausschweifungen, Stellungen, die den Narren in seiner Blöße zeigen, sind gänzlich aus einem solchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein solches Stück nennen? Jedermann wird mir zurufen: das eben ist die weinerliche Komödie! Noch einmal also mit einem Worte: das Possenspiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Lustspiel will nur rühren; die wahre Komödie will beides. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beiden ersteren in Eine Klasse setzen will; es ist noch immer der Unterschied zwischen beiden, der zwischen dem Pöbel und Leuten von Stande ist. Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungene Zärtlinge geben, die den

Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andere ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig, einen allgemeinen Beifall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. Was sie bei dem einen nicht durch die Scham erlangt, das erlangt sie durch die Bewunderung; und wer sich gegen diese verhärtet, dem macht sie jene fühlbar. Hieraus scheint die Regel des Contrasts oder der Abstechung geflossen zu seyn, vermöge welcher man nicht gern eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gern zugebe, daß sie auch darin gegründet ist, daß ohne sie der Dichter seine Charaktere nicht wirksam genug vorstellen könnte.

Dieses nun, sollte ich meinen, bestimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er ist nämlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den sich die wahre Komödie vorstellt; und auch von dieser Hälfte geht nur allzu oft nicht wenig ab. Ihre Zuschauer wollen ausgesucht seyn, und sie werden schwerlich den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch gesetzt, sie machten die Hälfte derselben aus. Die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören, ist, wie es der Herr Prof. Gellert selbst an die Hand giebt, doch nur ein Compliment, welches sie ihrer Eigenliebe machen, eine Nahrung ihres Stolzes. Wie

aber hieraus eine Besserung erfolgen könne, sehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edeln Gesinnungen und der großmüthigen Thaten, die er sieht und hört, desto eher fähig zu seyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und sich mit demselben zu vergleichen, Gelegenheit findet. Er bleibt, was er ist, und bekommt von den guten Eigenschaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er sie schon besitze.

Wie steht es aber mit dem Namen? Der Name ist etwas sehr Willkührliches, und man könnte unserer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn sie ihr auch nicht zukäme. Sie kommt ihr aber mit völligem Rechte zu, weil sie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, sondern bloß eine Untergattung der Komödie ist.

Ich wiederhole es aber noch einmal, daß dieses alles nur auf diejenigen Stücke geht, welche völlig den Stücken des la Chaussee ähnlich sind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer desselben auszugeben. Ich habe beide zu wohl gelesen, als daß ich in den Lustspielen des letztern nicht noch genug lächerliche Charaktere und satyrische Züge angetroffen haben sollte, welche aus den Lustspielen des erstern ganz und gar verwiesen sind. Die rührenden Scenen sind bei dem Herrn Gellert nur die meisten, und

ganz und gar nicht die einzigen. Wer weiß aber nicht, daß das Mehrere oder Wenigere wohl die verschiedene Gemüthsart der Verfasser anzeigt, nicht aber einen wesentlichen Unterschied ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu sichern.

II.

Leben Jacob Thomson's.

Thomson ist auch in Deutschland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahreszeiten sind von denen, welche ihn in seiner Sprache nicht lesen können, in der Übersetzung des Herrn Brokkes bewundert worden, so viel sie auch von ihrer Schönheit darin verloren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Übersetzung seines Agamemnon erhalten, deren ich weiter unten mit mehrerm gedenken werde. Es wäre schlecht, wenn beides seine Leser nicht sollte begierig gemacht haben, nähere Umstände von dem Verfasser zu wissen. Man erlaube mir also, daß ich mir schmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derselben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig seyn, vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Diese sind die Lebensbeschreibungen der Dichter Großbritanniens und Irlands,*) welche im vorigen Jahre in

*) The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verschiedene daran gearbeitet; der vornehmste Verfasser aber, der auf dem Titel genannt wird, ist Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen Englands herausgegeben hat.*) Aus diesem Werke also, welches Lobsprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomson angeht, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatralischen Dichters betrachtet.

Jacob Thomson war der Sohn eines Geistlichen der schottischen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

Er ward an eben dem Orte geboren, wo sein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erste Erziehung genoß er in einer Privatschule der dasigen Gegend. In seinen ersten Jahren zeigte er so wenig ein besonderes Genie, daß ihm vielmehr sein Lehrmeister, und alle, die mit seiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichsten und schlechtesten Gaben zutrauten.

Als er auf gedachter Schule die lateinische und griechische Sprache lernte, besuchte er oft einen Geistlichen, dessen Kirchspiel mit dem Kirchspiele

---

*) The Lives and Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain and Ireland, from Shakespear to the present Time etc.

seines Vaters in eben demselben Presbyteriate lag. Es war dieses der Herr Rickerton, ein Mann von so besonderen Eigenschaften, daß sehr viele Leute von Einsicht, und Herr Thomson selbst, welcher mit ihm umging, erstaunten, so große Verdienste an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu sehen, wo er weder Gelegenheit hatte, sich zu zeigen, noch sonst mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bei den periodischen Zusammenkünften der Geistlichen.

Ob nun schon der Lehrmeister unsers Thomson seinen Schüler kaum mit einem sehr geringen Verstande begabt zu seyn glaubte, so konnte sich doch den Augen des Hrn. Rickerton dessen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poesie bei ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verschiedene von den ersten Versuchen, die Herr Thomson in dieser Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unser junge Dichter durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Rickerton sehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wissenschaften einflößte. Und die Einsicht in die natürliche und sittliche Philosophie, welche er hernach in seinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieses Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Herr Rickerton den jungen Thomson für einen Menschen ohne alle Gabe hielt, sondern vielmehr ein sehr feines Genie an

ihm wahrnahm: so hätte er sich doch, wie er oft selbst gestanden, niemals eingebildet, daß er es so weit bringen und auf eine so erhabene Staffel unter den Dichtern gelangen sollte. Als er daher zuerst Thomson's Winter zu sehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburgh geschah, erstaunte er ganz, und ließ, nachdem er die ersten Zeilen desselben, welche nicht erhabener seyn könnten, gelesen hatte, das Buch vor Verwunderung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomson die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Universität nach Edinburgh geschickt, wo er seine Studien enden und sich zu dem geistlichen Amte tüchtig machen sollte. Hier machte er eben so wenig, als auf der Schule, eine große Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studirte, hatten keinen bessern Begriff von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Classen durchgegangen war, ward er als Candidat des h. Predigtamts in das theologische Collegium aufgenommen, in welchem die Studirenden sechs Jahre verziehen müssen, ehe sie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwei Jahre in diesem theologischen Collegium, dessen Professor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von diesem eine Rede über die Macht des höchsten Wesens auszuarbeiten,

aufgetragen ward. Als es seine Mitschüler erfuhren, hielten sie sich nicht wenig über die schlechte Beurtheilungskraft des Professors auf, eine so fruchtbare Materie einem jungen Menschen aufzugeben, von dem man sich ganz und gar nichts versprechen konnte. Doch, als Herr Thomson seine Rede ablegte, fanden sie Ursache, sich ihre eigene schlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß sie einen Menschen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Diese Rede war so erhaben, daß sowohl der Professor, als die Studirenden, welche sie halten hörten, darüber erstaunten. Sie war in reimlosen Versen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran aussetzte, weil es sich zu dieser Materie nicht schicke. Verschiedene von den Mitgliedern des Collegiums, welche ihm den durch diese Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebstahl begangen haben, und gaben sich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforschen war vergebens, und Herr Thomson blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weiß eigentlich nicht, warum Hr. Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten, fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freiheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst, und glaubte, daß er sich,

in Ansehung seiner Gaben, auf etwas Größeres Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden; denn selten pflegt sich ein großes Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunft von sechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer schlechten Provinz zu begnügen, welches doch gewiß das Schicksal des Hrn. Thomson gewesen wäre, wenn sich seine Absichten nicht über die Sphäre eines Predigers der schottischen Kirche erstreckt hätten.

Nachdem er also alle Gedanken auf den geistlichen Stand aufgegeben hatte, so war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, sich zu zeigen und sich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich seyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er sich jetzt befand, ihm ganz und gar keine Hoffnung hierzu machen konnte, so fing er an, sein Augenmerk auf die Hauptstadt zu richten.

Das erste Gedicht des Hrn. Thomson, welches ihm einiges Ansehn bei dem Publikum erwarb, war sein Winter, dessen schon gedacht worden; doch hatte er auch schon wegen verschiedener anderen Stücke, noch ehe er sein Vaterland verließ, den Beifall derer, welchen sie zu Gesichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphrase über den 104ten Psalm, welche er seinen Freunden abzuschreiben erlaubte, nachdem sie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilligt worden. Die Para-

phrasis kam endlich durch verschiedene Wege in die Hände des Herrn Auditor Benson, welcher seine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich sagte, wenn der Verfasser in London wäre, so würde es ihm schwerlich an einer seiner Verdienste würdigen Aufmunterung mangeln. Diese Anmerkung ward dem Hrn. Thomson durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen so starken Eindruck bei ihm, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen beschleunigte. Er machte sich also bald nach Newcastle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinogate anlandete. Als er angekommen war, ließ er es seine unmittelbare Sorge seyn, den Hrn. Mallet, seinen ehemaligen Schulkameraden, zu besuchen, welcher jetzt in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeister bei dem Herzoge von Montrose und seinem verstorbenen Bruder, dem Lord Graham. Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich ist. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsschreiben an verschiedene Standespersonen in London mitbekommen, die er sehr sorgfältig in sein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gassen schlenderte, konnte er die Größe, den Reichthum und die verschiedenen Gegenstände, die ihm alle Augenblicke in dieser berühmten Hauptstadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft stehen, und sein Geist war mit diesen Scenen so erfüllt, daß er auf das beschäftigte

Gedränge um sich herum wenig Acht gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurückgelegt hatte, und daselbst ankam, fand er, daß er seine Neugierde habe bezahlen müssen; man hatte ihm nämlich das Schnupftuch aus dem Schubsacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieser Zufall würde einem, der weniger philosophisch gewesen wäre, als Herr Thomson, sehr empfindlich gewesen seyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft selbst seine Freunde durch die Erzählung desselben zum Lachen.

Es ist natürlich, daß Herr Thomson, nach seiner Ankunft in der Stadt, verschiedenen von seinen Bekannten das Gedicht auf den Winter zeigte. Es bestand Anfangs aus abgerissenen Stücken und gelegentlichen Beschreibungen, die er auf des Hrn. Mallet Rath in ein Ganzes zusammenbrachte. So vielen Beifall es nun auch etwa fand, so wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bei seinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verschiedenen Buchhändlern vergebens anzubieten, welche die Schönheit desselben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch sich eines unbekannten Fremdlings wegen, dessen Name keine Anpreisung seyn konnte, in Unkosten setzen wollten. Endlich bot es Herr Mallet dem Herrn Millan, jetzigem Buchhändler in Charing-croß, an, der es auch ohne Umstände übernahm, und drucken

ließ. Eine Zeitlang glaubte Herr Millan, sehr schlecht gefahren zu seyn; es blieb liegen, und nur wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortrefflichkeit desselben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewisser Hr. Whatley, ein Mann von einigem Geschmacke in den Wissenschaften, der aber die Bewunderung alles dessen, was ihm gefiel, bis zum Enthusiasmus übertrieb, warf von ungefähr die Augen darauf; und weil er verschiedenes fand, was ihn vergnügte, so las er es ganz durch, und erstaunte nicht wenig, daß ein solches Gedicht eben so unbekannt, als sein Verfasser sey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jetzt gedachten Umstände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffeehause auf das andere, posaunte die Schönheiten seines Dichters aus, und bot alle Leute von Geschmack auf, eins von den größten Genies, die jemals erschienen wären, aus seiner Dunkelheit zu retten. Dieses Verfahren hatte eine sehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedicht lasen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Übertreibung beschuldigen zu dürfen, weil sie es selbst so vortrefflich fanden, daß sie sich glücklich schätzten, einem Manne von solchem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Gedicht auf den Winter ist ohne Zweifel das am meisten vollendete und zugleich das malerischste von seinen Jahreszeiten. Es ist voll großer

und lebhafter Scenen. Die Schöpfung scheint in dieser Jahreszeit in Trauer zu seyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholische Bildung an. Eine so poetische Einbildungskraft, als die des Thomson war, konnte also keine andere, als die grausesten und schrecklichsten Bilder darbieten, welche die Seele mit einem feierlichen Schauer über die Dünste, Stürme und Wolken, die er so schön schildert, erfüllen. Die Beschreibung ist die eigene Gabe Thomson's; wir zittern bei seinem Donner im Sommer; wir frieren bei der Kälte seines Winters; wir werden erquickt, wenn sich die Natur bei ihm erneuert, und der Frühling seinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote ist hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, schickte Herr Thomson seinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joseph Mitchel, ein Exemplar zum Geschenke. Dieser fand sehr wenig darin, was nach seinen Gedanken zu billigen wäre, und schickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults so thick lie scatter'd here,
Those i could read, if these were not so near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier sehr dick unter einander. Ich könnte jene gelesen haben, wenn diese ihnen nicht so nahe wären. Herr Thomson antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blasted eye?
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all I ask, and all I want from thee.

d. i. Warum siehest du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt sich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, ist alles, was ich von dir verlange, und alles, was ich von dir erwarte. Auf die Vorstellung, die ein Freund dem Hrn. Thomson that, daß man den Ausdruck: blasted eye (verdorbenes Auge), für eine persönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr Mitchell wirklich dieses Unglück hatte, änderte er das Beiwort blasted in blasting (verderbend).

Weil der Winter einen so allgemeinen Beifall fand, so ward Hr. Thomson, besonders auf das Anrathen des Hrn. Mallet, bewogen, auch die anderen drei Jahreszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben so wohl glückte. Die, welche davon zuerst ans Licht trat, war der Herbst; hierauf folgte der Frühling, und endlich der Sommer.

Von jedem dieser vier Stücke, als ein besonderes Gedicht betrachtet, hat man geurtheilt, daß es in Ansehung des Plans fehlerhaft sey. Nirgends zeigt sich ein besonderer Zweck; die Theile sind einer dem

andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge, noch Verbindung: doch dieses ist vielleicht ein Fehler, der von einer so abwechselnden Materie untrennbar war. Genug, daß er sich keiner Unfüglichkeit schuldig gemacht, sondern durchgängig lauter solche Scenen geschildert hat, die jeder Jahreszeit besonders zukommen.

Was den poetischen Ausdruck in den Jahreszeiten anbelangt, so ist dieser dem Hrn. Thomson gänzlich eigen: er hat eine Menge zusammengesetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geschaffen. Man hat seine Schreibart als sonderbar und steif getadelt; und wenn man dieses auch schon nicht gänzlich leugnen kann, so muß man doch zugestehen, daß sie sich zu den Beschreibungen vortrefflich wohl schickt. Der Gegenstand, den er malt, steht ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem seinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrößerungsglas, welches alle kleine Schönheiten desselben zu entdecken fähig ist, betrachten, ob es gleich noch so schlecht gefaßt ist, als durch ein anderes, welches zu dieser Absicht nichts taugt, aber sonst mit vielen Zierrathen versehen ist? Thomson ist in seiner Manier ein wenig steif, aber seine Manier ist neu; und es ist niemals ein vorzügliches Genie aufgestanden, welches nicht seine eigene Weise gehabt hätte. So viel ist wahr, daß

sich die Schreibart des Hrn. Thomson zu den zärtlichen Leidenschaften nicht allzuwohl schickt, welches man näher einsehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatischen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in anderen Gattungen der Dichtkunst, geglänzt hat.

Die Vortrefflichkeit dieser Gedichte hatte unserm Verfasser die Bekanntschaft verschiedener Personen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabenen Talente berühmt waren. Unter den letzteren befand sich Dr. Rundle, nachheriger Bischof von Derry, welchem der Geist der Andacht, der überall in den Jahreszeiten hervorstrahlt, so wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundschaft des verstorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertraute, welcher sich eben zu seiner Reise nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit diesem jungen Edelmanne hielt er sich drei Jahre lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel seinen Geist durch die vortrefflichen Denkmäler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung, die er zwischen dem neuen Italien und dem Begriffe anstellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall, seine Freiheit in drei Theilen zu schreiben. Der erste Theil enthält die Vergleichung des alten

und neuen Italiens; der zweite Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohn des Lord Talbot gerichtet, welcher im Jahre 1734 auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Hrn. Thomson findet sich auch eins zum Andenken des Isaac Newton, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728 schrieb Hr. Thomson ein Gedicht, welches er Britannia nannte. Sein Vorsatz war darin, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bei weitem nicht eins von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers, des Lord Talbot, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomson zugleich aufrichtig bedauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfasser und dem Andenken des großen Mannes, den er darin gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bei Lebzeiten des Kanzlers Talbot, eine sehr einträgliche Stelle, die ihm dieser würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geist seines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach seinem Tode behielt der Nachfolger desselben diese Stelle dem Herrn

Thomson vor, und wartete nur darauf, bis dieser zu ihm kommen, und durch Beobachtungen einiger kleinen Formalitäten, sie in Besitz nehmen würde. Doch dieses versäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachlässigkeit, so daß zuletzt seine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Herrn Thomson gehört seine Burg der Trägheit (Castle of Indolence), ein allegorisches Gedicht von so außerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieses einzige Stück zeige mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft, als alle seine anderen Werke. Es ist in dem Style des Spencer geschrieben, welchen die Engländer in den allegorischen Gedichten eben so nachahmen, als die Franzosen den Styl des Marot in den Erzählungen und Sinnschriften.

Es ist nunmehr Zeit, den Herrn Thomson auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unserer Absicht eine nähere Verwandtschaft hat: nämlich auf der Seite eines dramatischen Dichters. Im Jahre 1730, ungefähr in dem sechsten Jahre seines Aufenthalts in London, brachte er seine erste Tragödie, unter dem Titel: Sophonisbe, auf die Bühne, die sich auf die karthaginiensische Geschichte dieser Prinzessin gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerspiel gebracht hat. Dieses Stück ward von dem Publikum

sehr wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that sich in dem Charakter der Sophonisbe ungemein hervor, welches Hr. Thomson selbst in seiner Vorrede gesteht. „Ehe ich schließe," sagt er, „muß ich noch bekennen, wie sehr ich denjenigen, welche mein Trauerspiel vorgestellt haben, verbunden bin. Sie haben in der That mir mehr als Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was ich dem Masinissa nur Liebenswürdiges und Einnehmendes gegeben hatte, alles dieses hat Hr. Wilk vollkommen ausgedrückt. Auch die Mad. Oldfield hat ihre Sophonisbe unverbesserlich gespielt; schöner als es der zärtlichste Eigensinn eines Verfassers verlangen, oder sich einbilden kann. Der Reiz, die Würde und die glückliche Abwechselung aller ihrer Stellungen und Bewegungen hat den durchgängigsten Beifall erhalten, und ihn auch mehr als zu wohl verdient."

Bei der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Herr Thomson läßt eine von seinen Personen gegen die Sophonisbe folgende Zeile sagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe, o!

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut schrie:

O Jacob Thomson, Jacob Thomson, o!

So ungesittet es nun auch war, die Vorstellung durch einen so lächerlichen Einfall zu unterbrechen, so kann man doch das falsch Pathetische dieser getadelten Zeile nicht leugnen, und ein tragischer

Dichter muß es sich zur Warnung dienen lassen, ja wohl auf sich Acht zu haben, daß er nicht schwülstig wird, wenn er erhaben seyn will. — — Herr Thomson mußte nothwendig an dem ersten Tage seines Trauerspiels alle die Bewegungen und Besorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwarten konnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bei ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bei sich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das geschehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des großen Gedränges keinen Platz, als auf der Gallerie hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweite Tragödie, den Agamemnon, zum Vorschein. Hr. Pope gab bei dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner großen Gewogenheit gegen Herrn Thomson; er schrieb seinetwegen zwei Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an

dem Hrn. Thomson aussetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß verschiedene Theile desselben zu lang, und andere ganz und gar überflüssig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darin rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich ging: so ward sie doch zu verschiedenen Malen mit Beifall wiederholt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt, daß die Charaktere in seinen Tragödien mehr durch Beschreibungen, als durch thätige Leidenschaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Überfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdruck geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besonders für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öfter gebrochen wird; doch wird die angestrengtere Aufmerksamkeit desselben wohl in keinem Stücke des Thomson besser belohnt, als in dem Agamemnon, und besonders in der beweglichen Erzählung, welche Melisander vor seiner Aussetzung auf die wüste Insel macht.

— — — Als ich im Schooß der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frei, in stillem Schlummer lag,

Brach ein vermummter Schwarm von des Ägisthus
Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er
mich
Für eine Hinderniß der Absicht angesehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycene
Jetzt besser weiß, als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich schon die bestimmte Speise
Der Fische, als das Schiff vom Ufer stieß: die Fluth,
Die brausend klatschete, entdeckte mir mein Schicksal.
Es schien, der Tod war selbst ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An dessen rauhem Fuß die stärkste Brandung zürnte,
War mir bestimmt, daß ich von Freund und Feind
entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht selbst sein eigner Rächer seyn:
Stumm klagt sichs an, und schreit um die verdiente
Strafe!
Du öffnest ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter — — Dieser Schwarm setzt mich die
nächste Nacht
(Die mir noch schrecklich ist) an das betrübte Ufer
Der wildsten Insel: nie hat außer mir ein Mensch
Auf sie den Fuß gesetzt. Allein die Menschenliebe
(Das glaube) ist so tief in unsre Brust gepflanzt
Und unser menschlich Herz ist so mit ihr durchwachsen,
Daß ich im Leben nichts Erschrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Boot verließ.

Ich seufzte ihnen nach: — — Die fürchterlichste
Stille
Umschloß mich nun, die bloß das brausende Geräusch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen blies ein Wind durch den betrübten Wald,
Und seufzte fast wie ich. Hier setzt' ich mich in
Schatten
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muse, die die
Wälder
Bewohnt, und (ich weiß nicht, ob fast aus gleichem
Triebe
Als wir?) die Menschen sucht, sang über meinem
Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend schöner Ton
Betrog mich fast, als ob sie meine Noth besänge;
Ich hört' ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten sein Geschenk,
Das er dem Ärmsten giebt, den angenehmen Schlum-
mer,
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, so weckte mich ihr Lied;
Das Auge schloß sich auf; vermissend suchte es
Den alten Gegenstand, und fand doch nichts als Wellen,
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grausen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben so ge-
schwind

War dieser Traum vorbei, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth — —

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Übersetzung. Sie ist Göttingen im Jahre 1750 auf sieben Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weiß ich nicht zu nennen. Zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieses vielleicht könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem englischen Originale, in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bei der Rolle der Cassandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet diese in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beste Wirkung von der Welt thun, wenn wir uns nur Hoffnung machen dürften, diese Übersetzung auf einer deutschen Bühne aufgeführt zu sehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fließend und stark. Ihr Verfasser aber gesteht, daß er die zweite Hand nicht daran habe legen können, sondern daß er den ersten Entwurf dem Drucker ohne Abschrift habe ausliefern müssen. Diesem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehemals selbst an einer Verdollmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte. Zum Exempel: in der ersten Scene des ersten Aufzugs werden die Worte given to the

beasts a prey, or wilder famine, übersetzt: dich gab ich den Thieren Preis, ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Ägisthus, aber nicht Klytemnestra, den Melisander auf die wüste Insel setzen lassen; auch nicht, daß der Ausdruck: der wilde Hunger der Thiere hat ihn schon längst verdaut, der schönste nicht ist; sondenn nur dieses muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf beasts geht, und daß der Dichter die Klytemnestra eigentlich sagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müssen. Auch gewisse kleine Zusätze würde der Verfasser hoffentlich ausgestrichen und einige undeutsche, wenigstens nicht allen verständliche Worte mit gewöhnlicheren vertauscht haben, wenn ihm eine Übersetzung seiner Arbeit wäre vergönnt gewesen. Zum Exempel, am Ende des zweiten Auftritts im ersten Aufzuge giebt er die Worte: and as a Greek rejoic'd me, sehr gut und poetisch, durch: es schwoll mein treu und griechisch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht: und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer schildert seine Person als einen Mann, der sich über die Siege seines Vaterlandes erfreut; der Übersetzer aber bildet ihn durch den beigefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit seyn, einer überwundenen Stadt zu dro-

hen? — Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. — — Doch ich bekenne es nochmals, alles dieses sind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen sollen. Wo das meiste glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flekken nicht beleidigt. Wollen wir ekeler seyn, als Horaz?

Ich komme wieder zu unserm Dichter selbst. Im Jahre 1736 bot Herr Thomson der Bühne ein Trauerspiel an, unter dem Titel: Edward und Eleonora, dessen Vorstellung aber, aus politischen Ursachen, welche nicht bekannt geworden, untersagt wurde.

Im Jahre 1744 ward sein Tancred und Sigismunda aufgeführt, welches Stück glücklicher ausfiel, als alle anderen Stücke des Thomson, und noch jetzt gespielt wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekannten Roman Gil-Blas geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit sich selbst streitend, als gezwungen und unnatürlich, getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis, verfertigte Herr Thomson, gemeinschaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweimal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführt ward. Nach dem Tode

des Herrn Thomson ward dieses Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751 wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie des Herrn Thomson ist sein Coriolanus, welcher erst nach seinem Tode aufgeführt ward. Die dem Verfasser davon zukommenden Einkünfte wurden seinen Schwestern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geistlichen daselbst, und die andere mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheirathet ist. Dieses Trauerspiel, welches unter allen Trauerspielen des Thomson, ohne Zweifel, das am wenigsten vollkommene ist, ward zuerst dem Herrn Garrick angeboten, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prolog war von dem Herrn George Lyttleton verfertigt worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen sehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein besonderer Freund des Hrn. Thomson gewesen; und als er folgende Zeilen, die an und für sich selbst sehr zärtlich sind, aussprach, stellten sich seiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen flossen über seine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel I am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,

So clear of int'rest, so devoid of art,
Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

d. i. Er liebte seine Freunde — verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler mehr — — Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freiheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsere Thränen mögen davon sprechen! Die schöne Abbrechung in diesen Worten fiel ungemein glücklich aus. Hr. Quin übertraf sich selbst, und er schien niemals ein größerer Schauspieler, als in dem Augenblicke, da er von sich gestand, daß er keiner sey. Die Pause, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung und alles das übrige war so voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunst seyn konnte; die Natur mußte dabei das Beste thun.

Auch der Epilog, welcher von dem Herrn Wessington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Diese Umstände nun, nebst der Überlegung, daß der Verfasser nunmehr dahin sey, verschafften diesem Trauerspiele eine neunmalige Vorstellung, die es an und für sich selbst schwerlich

würde gefunden haben. Denn, wie gesagt, es ist bei weitem nicht irgend einem von den Thomsonschen Werken an Güte gleich. Er hatte als ein dramatischer Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wann er aufhören müsse; er läßt jeden Charakter reden, so lange noch etwas zu sagen ist; die Handlung steht also, während dieser gedehnten Unterredungen, still, und die Geschichte wird matt. Nur sein Tancred und Sigismunde muß von diesem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber sind auch die Charaktere darin nicht genug unterschieden,, welche sich fast durchgängig auf einerlei Art ausdrücken. Kurz, Thomson war ein geborener malerischer Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde bestieg, der allzu bekannt ist, und dem man allzu schwerlich widersteht. Er ist in der That der Ältestgeborene des Spencer, und er hat es selbst oft bekannt, daß er das Beste, was er gemacht habe, der Begeisterung verdanken müsse, in die er schon in seinen jüngsten Jahren durch die Lesung dieses alten Dichters sey gesetzt worden.

Im August 1748 verlor die Welt diese Zierde der poetischen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48sten Jahre seines Alters dahin riß. Vor seinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von Amerika verschafft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomson ward von allen, die ihn kannten, sehr

geliebt. Er war von einer offenen und edlen Gemüthsart; hing aber dann und wann den gesellschaftlichen Ergötzungen allzu sehr nach: ein Fehler, von welchem selten ein Mann von Genie frei zu seyn pflegt. Sein äußerliches Ansehn war nicht sehr einnehmend; es ward aber immer angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringste erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu seyn bereit war; er vergaß, der langen Abwesenheit, der neuen Bekanntschaft und des Zuwachses eigener Verdienste ungeachtet, seine alten Wohlthäter niemals, welches er bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt hat. Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie ihm Gegentheils, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die anderen liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft, als lehrreich seine Muse war; denn von allen englischen Dichtern ist er derjenige, welcher sich von allem, was unanständig war, am meisten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prolog ertheilt hat.

— His chaste Muse employ'd her heav'ntaught lyre
None but the noblest passions to inspire,

Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leier zu nichts, als zu Einflößung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, hätte wünschen dürfen.

Aus der Vorrede zu Thomson's Trauerspielen.

Man erwarte hier keine kritische Zergliederung irgend eines von diesen Meisterstücken. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich sie gelesen habe, und noch oft lesen werde, will und kann ich nicht verschweigen. Mäßigung genug, wenn es mich nicht schwatzhaft macht.

Auch die unter den deutschen Kennern der ächten Dichtkunst, welche unsern Thomson in seiner Sprache nicht verstehen, wissen es schon aus der wohlgemeinten Übersetzung des seligen Brokes, daß kein Weltalter in keinem Lande einen mehr malerischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn. Die ganze sichtbare Natur ist sein Gemälde, in welchem man alle heiteren, fröhlichen, ernstlichen und schrecklichen Scenen des veränderlichen Jahres, eine

aus der andern entstehen und in die andere zerfließen sieht.

Nun ist aber das wahre poetische Genie sich überall ähnlich. Ein Sturm ist ihm ein Sturm; er mag in der großen oder kleinen Welt entstehen; es mag ihn dort das aufgehobene Gleichgewicht der Luft, oder hier die gestörte Harmonie der Leidenschaften verursachen. Vermittelst einerlei scharfer Aufmerksamkeit, vermittelst einerlei feuriger Einbildungskraft, wird der Dichter, der diesen Namen verdient, dort ein stilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lechzende Saat, und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Wasserfläche jetzt sich spiegelnde, jetzt durch neidische Wolken verdunkelte Sonne, und hier die sympathetische Liebe und den mißgünstigen Haß; dort die Schatten der Mitternacht und hier die zitternde Furcht; dort die schwindelnde Höhe über schreckliche Meerstrudel her hangender Felsen, und hier die blinde sich herabstürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich schildern.

Dieses Vorurtheil hatte ich für den tragischen Thomson, noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber ist es kein bloßes Vorurtheil mehr; sondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn, auch in dieser Sphäre, für einen von den größten Geistern halte. Denn wodurch sonst sind diese, was sie sind, als durch die Kenntniß des menschlichen Herzens, und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor

unseren Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen? Dieses ist die Kunst, dieses ist die Kenntniß, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille lehrt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchste nichts, als ein schulmäßiges Gewäsche hervorbringen. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Personen hat ihren besondern Charakter; jede spricht ihrem besondern Charakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdrucks. Aber du, der du diese Wunder geleistet, darfst du dich nunmehr rühmen, ein Trauerspiel gemacht zu haben? Ja, aber nicht anders, als sich der, der eine menschliche Bildsäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menschen gemacht zu haben. Seine Bildsäule ist ein Mensch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit: die Seele.

Ich will bei diesem Gleichnisse bleiben, um meine wahre Meinung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungestaltetsten Menschen, mit krummen Beinen, mit Buckeln hinten und vorn erschaffen, als die schönste Bildsäule eines Praxiteles gemacht haben wollte: so wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des Kaufmanns von London, als des sterbenden Cato seyn, gesetzt auch, daß dieser alle die mechanischen

Richtigkeiten hätte, derentwegen man ihn zum Muster für die Deutschen hat machen wollen. Denn warum? Bei einer einzigen Vorstellung des ersten sind, auch von den Unempfindlichsten, mehr Thränen vergossen worden, als bei allen Vorstellungen des andern auch von den Empfindlichsten nicht können vergossen werden. Und nur diese Thränen des Mitleids, und der sich fühlenden Menschlichkeit, sind die Absicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz leugnen. Denn wenn es wahr ist, daß auf ihnen die richtigen Verhältnisse der Theile beruhen, daß das Ganze durch sie Ordnung und Symmetrie bekommt, wie es denn wahr ist: sollte ich wohl lieber mein menschliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muster männlicher Schönheit, erschaffen haben wollen?

Ich sage einen lebendigen Herkules, und nicht einen lebendigen Adonis. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzu weichlichen Schönheit selten viel innere Kräfte besitzen, und daß hingegen Körper, die an diesen einen Überfluß haben, in ihrer äußern Proportion etwas gelitten zu haben scheinen: so wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen Horazier des Peter Corneille, als das regelmäßigste Stück seines Bruders gemacht haben. Dieser machte lauter Adonis, lauter Stücke, die den schönsten re-

gelmäßigsten Plan haben; jener aber vernachlässigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bei Gelegenheit wesentlicheren Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke sind schöne Herkules, die oft viel zu schmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Brust erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er will einen Engländer anpreisen, darum muß er wohl von den Regeln weniger vortheilhaft sprechen." Man irrt sich für diesesmal. — Thomson ist so regelmäßig, als stark; und wem dieses unter uns etwas Neues zu hören ist, der mag es einer bekannten antibrittischen Partei von Kunstrichtern danken, die uns nur allzu gern bereden möchten, daß es unter allen englischen Tragödienschreibern der einzige Addison einmal, regelmäßig zu seyn, versucht, bei seiner Nation aber keinen Beifall damit gefunden habe.

Und gleichwohl ist es gewiß, daß auch Thomson nicht allein, wie ich es nennen möchte, französisch, sondern griechisch regelmäßig ist. Ich will nur vornehmlich zwei von seinen Stücken nennen. Seine Sophonisbe ist von einer Simplicität, mit der sich selten, oder nie, ein französischer Dichter begnügt hat. Man sehe die Sophonisbe des Mairet und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Episoden, deren keine in der Geschichte einigen Grund hat, haben

sie ihre Handlung überladen! Der einzige Trisino, dessen Sophonisbe, als in Italien, nach langen barbarischen Jahrhunderten, die Wissenschaften wieder aufgingen, das erste Trauerspiel war, ist mit dem Engländer in diesem Punkte, welchen er den Griechen, den einzigen Mustern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was soll ich von seinem Eduard und Eleonora sagen? Dieses ganze Stück ist nichts, als eine Nachahmung der Alceste des Euripides; aber eine Nachahmung, die mehr als das schönste ursprüngliche Stück irgend eines Verfassers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall Thomson in der neuern Geschichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechischen Fabel einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das Geringste von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer historischen Wahrheit zweifelt, doch dieses thut zur Sache nichts; genug, daß sie unter den wirklichen Begebenheiten Statt finden könnte, welches sich von der, die den Stoff der griechischen Tragödie ausmacht, nicht sagen läßt. Es ist unmöglich, daß Racine, welcher die Alceste des Euripides gleichfalls modernisiren wollen, glücklicher als Thomson damit hätte seyn können.

Den einzigen Prolog des Coriolan, desjenigen Stückes, welches erst nach dem Tode des Ver-

fassers gespielt ward, kann ich mich nicht enthalten, hier ganz zu übersetzen. Er schildert den moralischen Charakter des Dichters, welchen näher zu kennen, dem Leser nicht gleichgültig seyn kann. Er hat Herrn Lyttleton zum Verfasser, und der Schauspieler, welcher ihn hersagte, war Herr Quin. Dieses ist er:

„Ich komme nicht hierher, eure Billigkeit in Beurtheilung eines Werkes anzuflehen, dessen Verfasser, leider! nicht mehr ist. Er bedarf keines Vorsprechers; ihr werdet von selbst die gütigen Sachwalter des Verstorbenen seyn. Seine Liebe war auf keine Partei, auf keine Sekte eingeschränkt; sie erstreckte sich über das ganze menschliche Geschlecht. Er liebte seine Freunde — verzeiht der herabrollenden Thräne. Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler — Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freiheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken ist. Unsere Thränen mögen davon sprechen. O unverfälschte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich reizende und edel einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe an der Wohlfahrt des Nächsten: wo werdet ihr eine andere Brust, wie die seinige, finden! So war der Mensch — den Dichter kennt ihr nur allzuwohl. Oft hat er eure Herzen mit süßem Weh erfüllt; oft habt ihr ihn in diesem

vollen Hause mit verdientem Beifalle die reinsten Gesetze der schönsten Tugend predigen hören. Denn seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leier zu nichts, als zur Einflößung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, hätte wünschen dürfen! O möchte eure günstige Beurtheilung diesen Abend noch einen andern Lorber hinzuthun, sein Grab damit zu schmücken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt er die schwache Stimme des menschlichen Ruhmes nicht mehr; wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meisten liebte, denen, welchen seine fromme Vorsorge nunmehr entzogen ist, mit welchen seine freigebige Hand und sein gutwilliges Herz, das Wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, theilte; wenn ihr diesen, Freunde, durch eure Gütigkeit dasjenige verschafft, was sie nicht mehr von ihm empfangen können: so wird auch noch jetzt in jenen seligen Wohnungen seine unsterbliche Seele Vergnügen über diese Großmuth empfinden."

Die letzten Zeilen zu verstehen, muß man sich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorstellung ihm zukommenden Einkünfte seinen Schwestern in Schottland gegeben wurden.

III.

Über das Trauerspiel Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier sind diejenigen, welche unter allen ausländischen Schriften am wenigsten unter uns bekannt werden. Kaum, daß man einige ihrer jetztlebenden Gelehrten in Deutschland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntschaft uns einen ganz andern Begriff von der spanischen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich schmeichle mir, daß schon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leser erfreut seyn werden, den größten tragischen Dichter kennen zu lernen, den jetzt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegenstellen kann. Es ist dieses Don Augustino de Montiano y Luyando, von dessen Lebensumständen ich, ohne weitere Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem

der vorzüglichsten seiner Werke einen umständlichen Auszug vorlege.

Don Augustino de Montiano y Luyando ist den ersten März im Jahre 1697 geboren, und also jetzt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und seine Mutter stammten aus adeligen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmsten dieser Provinz. Seine Erziehung war seiner Geburt gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl studirt, und die gewöhnlichen Wissenschaften eines jungen Menschen von Stande begriffen hatte, that er sich als ein geschickter Weltweiser und Rechtsgelehrter hervor. Er versteht übrigens die französische und italiänische Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der englischen. Er fand schon in seiner zartesten Jugend einen besondern Geschmack an der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, so, daß er bereits in seinem zwei und zwanzigsten Jahre, nämlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne seinen Namen, unter dem Titel: die Leier des Orpheus (la Lira de Orfeo) in Octav drucken ließ, welche zu verschiedenen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptstadt dieser Insel, gesungen ward. Im Jahre 1724 gab er in eben derselben Stadt eine prosaische und poetische Beschreibung der bei der Krönung Ludwigs I. angestellten Feierlichkeiten, in Quart, heraus. Fünf Jahre hernach entwandte man ihm ein kleines Werk in Versen über die Entführung der Dina,

der Tochter des Jacob, da er es eben noch ausbesserte, und stellte es in eben dem 1729sten Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieses Gedicht ist nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führt den Titel: El robo de Dina.

Die Verdienste des Don Augustino bewogen den König Philipp V., ihn im Jahre 1732 zum Secretair bei den Conferenzen der spanischen und englischen Commissare zu ernennen. Im Jahre 1738 ward er in der Kanzlei der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. spanische Akademie; und als einer von den Stiftern und ältesten Mitgliedern der Königl. Gesellschaft der Geschichte, ward er von der erstern in eben dem Jahre, als sie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihrem Direktor ernannt, welche Stelle ihm 1745 auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majestät mit der Stelle eines Secretairs bei der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Rathe von Castilien. Auch war er im Jahre 1742 in die Gesellschaften der schönen Wissenschaften zu Barcelona und Sevilien aufgenommen worden.

Außer den angeführten Werken gab er auch im Jahre 1739 zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England in Quart heraus:

(El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico); deßgleichen in eben diesem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geschichte; und im Jahre 1740 eine Rede an den König Philipp V., im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung, die dieser Monarch gemacht hatte. Beide Reden sind in Octav gedruckt, und befinden sich in dem ersten und zweiten Theile der Schriften dieser Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der spanischen Akademie an den König, bei Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobschrift auf den Doctor Don Blasio Antonio Nassarra y Ferriz, die er auf Verlangen der spanischen Akademie machte, und 1751 zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmste von seinen Werken sind unstreitig zwei Tragödien, deren eine 1750, und die andere gegen das Ende des Jahres 1753 gedruckt ward. Die eine führt den Titel Virginia, und die andere heißt Athaulpho. Beiden ist eine Abhandlung von den spanischen Tragödien vorgesetzt, in welchen er besonders gegen den Hrn. du Perron de Castera beweiset, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen fehle. Wir werden ein andermal dieser Abhandlung mit mehrerem

gedenken, oder sie vielmehr ganz mittheilen; für jetzt aber wollen wir uns an das erste der gedachten Trauerspiele machen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was für einen Rang unter den tragischen Dichtern er dem Verfasser einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg schicken. Ich habe nicht so glücklich seyn können, das spanische Original der Virginia zu bekommen, und bin also genöthigt gewesen, mich der französischen Übersetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in diesem Jahre in zwei kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten ist. Der eine Band enthält die erste der angeführten Abhandlungen über die spanischen Tragödien; und der andere eine abgekürzte Übersetzung der Virginia. Beiden ist ein historisches Register der in der Abhandlung erwähnten Verfasser zur Hälfte beigefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly ist. Eben diesem habe ich auch die angeführten Lebensumstände des spanischen Dichters zu danken, die ihm dieser selbst überschrieben hat. Er hat die Virginia deßwegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar übersetzen wollen, weil die Franzosen keine prosaischen Trauerspiele lesen mögen. Ich kann keine ähnliche Ursache für mich geltend machen, sondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entschuldigen, meinen Lesern eine so angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder

durch die Vermittelung des französischen Übersetzers mitzutheilen. Es ist kein Zweifel, daß dieses nicht noch immer besser seyn sollte, als jenes.

Die Geschichte der Virginia ist aus dem Livius und Anderen zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzählung ihrer wahren Umstände aufhalten dürfte. Man sehe, wie sich der Dichter dieselben zu Nutze gemacht hat.

Hier folgt in der Theatralischen Bibliothek ein weitläuftiger Auszug des Trauerspiels Virginia.

IV.

Leben des Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor Kurzem erfolgte Tod dieses berühmten komischen Dichters hat die Vorstellung seiner Vollkommenheiten bei mir so lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieser Bibliothek seiner unter allen Franzosen am ersten zu gedenken. Für jetzt will ich nur einige historische Umstände seines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung seiner Werke, deren vornehmste ich mit allem Fleiß zergliedern werde, auf die nächste Fortsetzung versparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiseau, von Vosves, von Vives Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schlosses Melun, und eins von den vierzig Gliedern der französischen Akademie, war im Jahre 1680 geboren. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligem General-Lieutenant der französischen Armeen, und Gouverneur von Hüningen, in dessen Diensten und unter dessen Aufsicht er sich ganzer sieben Jahre zu öffentlichen Angelegenheiten

geschickt machte. Dieser Herr hatte sich ehedem nicht nur im Felde einen großen Ruhm und das Vertrauen des Türenne erworben, sondern war auch Königlicher Abgesandter bei den schweizerischen Cantons gewesen. Er besaß sehr besondere Verdienste, und wußte zwei ganz entgegengesetzte Eigenschaften, die Klugheit nämlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten, zu verbinden. Der junge Destouches befand sich noch in dem Hause des Marquis, als er seine erste Komödie ans Licht stellte. Es war dieses der unverschämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Versen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beifall gefunden, und er glaubte verbunden zu seyn, sie seinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieser Zueignungsschrift nicht sowohl die Sprache der Schmeichelei, als der Wahrheit geredet hat, so war er es auch in der That. Er und seine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, sich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beigebracht; unter ihm hatte er seinen Geist gebildet und sein Herz gebessert, ja von ihm hatte er sogar manche vortreffliche Einsicht in die Kunst, in welcher er sich zu zeigen anfing, erlangt. So viel ist gewiß, daß unser Dichter schon in seinem ersten Stücke eine besondere Kenntniß der großen Welt und der Art, durch welche sich das Lächerliche derselben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterscheidet, zeigte, und überall diejenige Au-

ständigkeit auch bei Schilderung der Laster blicken ließ, die fast nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachsen sind, natürlich zu seyn scheint. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlassen, ward er nach und nach in verschiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabei nicht, ein vortreffliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und widerlegte durch sein Beispiel auf eine sehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß sich ein Dichter zu weiter nichts, als zum Dichten schicke, und besonders die geringsten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig sey. Die Belohnungen seiner Verdienste blieben nicht aus. Im Jahre 1723 machte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in seinem höchsten Alter nicht auf, sich immer neue komische Lorberkränze zu flechten, und trieb diese seine gelehrte Beschäftigung mit dem mühsamsten Fleiße. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahre an dramatischen Commentaren über alle tragischen und komischen, sowohl alten als neuen Dichter, ohne die spanischen, englischen und italiänischen auszunehmen. Er machte über jeden derselben kritische Anmerkungen; und der erste Theil, welcher Versuche über den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus und Terenz enthält, ist bereits

vor verschiedenen Jahren fertig gewesen. In dem andern Theile war er auch schon bis auf die beiden Corneilles gekommen, und fand den Jüngern, je mehr er ihn untersuchte, besonders in Ansehung der Erfindung und Einrichtung seiner Stücke, immer schätzbarer, als man sich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfasser dieses Werk noch vor seinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht sehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über große Meister besser urtheilen, als wer selbst ein großer Meister ist, und zugleich die edle Bescheidenheit besitzt, welche den Hrn. Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er starb zu Melun, den 5. Julius dieses Jahres.

Seine dramatischen Stücke sind zu verschiedenen Malen zusammen gedruckt worden. Die neueste Ausgabe davon ist ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe, und zu Haag 1752 in vier Theilen in 12. gedruckt ist. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat sie dem Hrn. Destouches selbst zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne seine Erlaubniß alles, was er von seiner Arbeit auftreiben können, zusammen gedruckt und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube, eine Zueignungsschrift ist in solchen Fällen die geringste Genugthuung, die der gewinnsüchtige Buchhändler dem beschämten Verfasser kaum widerfahren lassen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieser Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir

vielmehr ihre Vollständigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erste Theil enthält sechs Stücke. Das erste ist der unverschämte Neugierige, dessen ich schon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgesezt hat, ist erst lange nach der Zeit dazu gekommen, und ist auf die Feierlichkeit gerichtet, bei welcher er von einer Gesellschaft Freunde auf dem Lande vorgestellt ward. Das zweite Stück ist der Undankbare (l'Ingrat), in Versen und fünf Aufzügen. Dieses folgte in der That gleich auf das erste, wie denn überhaupt alle folgenden Stücke nach der Zeitrechnung geordnet sind. Das dritte Stück ist der Unentschlüssige (l'Irresolu), auch in Versen und fünf Aufzügen. Der Verfasser hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz, in welcher unser Destouches geboren war, erhalten hatte. Das vierte Stück ist der Verläumder (le Médisant), gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück ist nur in einem Aufzuge, in Prosa, und heißt: die dreifache Heirath (le triple mariage). Das sechste Stück ist auch nur in einem Aufzuge, aber in Versen, und führt den Titel: die schöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (la belle orgueilleuse, ou l'Enfant gâté).

Der zweite Theil besteht aus fünf Stücken. Erstlich aus dem unvermutheten Hinderniß,

oder dem Hinderniß ohne Hinderniß (l'obstacle imprévu, ou l'obstacle sans obstacle), einem Lustspiele in Versen und fünf Aufzügen. Dieses Stück ist dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich, zugeeignet. Zweitens aus dem Verschwender, oder der ehrlichen Betrügerin (le Dissipateur ou l'honnête friponne), in Versen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem Ruhmredigen (le Glorieux), auch in Versen und fünf Aufzügen. Dieses ist ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn Destouches den meisten Beifall erworben hat. Er ist so bescheiden, einen großen Theil dieses Beifalls den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist der dramatische Dichter, der sich eines solchen Schicksals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, seine Arbeit durch Eigensinn und Unwissenheit verhunzt zu sehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licander darin gemacht, und sich als der unglückliche Vater des Grafen Tufiere und der Lisette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuschauer erworben. Der Herr Dufresne hatte den Ruhmredigen vorgestellt, und seinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die bloße Art, sich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das schlechteste Stück aufrecht erhalten; doch sollten nur diejenigen Verfasser das

Vorrecht haben, sie für ihre Geburten zu finden, die auch die schlechtesten Schauspieler nicht so vorstellen können, daß sie nicht noch immer Schönheiten genug behalten sollten. — Das vierte Stück in diesem Theile sind die verliebten Philosophen (les philosophes amoureux), gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen; und das sechste Stück ist der poetische Dorfjunker (le poëte campagnard). Dieses letztere hat einen besondern Prolog, welcher der Triumph des Herbstes (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauspiele und einige Kleinigkeiten. Das erste Stück ist das Gespenst mit der Trommel (le Tambour nocturne), in Prosa und fünf Aufzügen. Es ist eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn Destouches, sondern eine Nachahmung eines englischen Stückes des Herrn Addison, welches in seiner Sprache the Drummer heißt, und auch in Deutschland bekannt genug ist. Unser Dichter war in England gewesen, und hatte Herrn Addison persönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter allen schönen Geistern seiner Nation die wenigste Entfernung für das französische Theater gehabt habe, und mit den regellosen Unanständigkeiten der englischen Bühne gar nicht zufrieden gewesen sey. Er hatte auch seinen Drummer in keiner andern Absicht geschrieben, als seinen Landsleuten zu zeigen, daß sich Regeln und Witz,

Anständigkeit und Satyre ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt sein Stück noch allzuviel Englisches, als daß es ohne Veränderungen auf dem französischen Theater hätte gefallen können. Diese nun machte Herr Destouches mit aller möglichen Geschicklichkeit; und wenn er die stolze Treulosigkeit der englischen Schriftsteller, besonders Dryden's, hätte nachahmen wollen: so hätte er recht wohl das ganze Schauspiel für sein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den englischen Urheber schimpfen können. — — Der verheirathete Philosoph (le Philosophe marié) ist das zweite Lustspiel im dritten Theile. Es ist in Versen und fünf Aufzügen. Auch dieses fand ungemeinen Beifall, und sein Verfasser schrieb es dem Minister und Staatssecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück ist eigentlich nichts als eine dramatische Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidische Kunstrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es ist in Prosa abgefaßt, hat nur einen Aufzug, und heißt der Neidische (l'Envieux). Der Kürze ungeachtet, ist der Charakter darin vortrefflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfasser eine Tragikomödie. Es führt den Titel: der Ehrgeizige und die Unbesonnene (l'Ambitieux et l'Indiscrète). Er hat ihm deßwegen den Namen eines bloßen Lustspiels nicht geben wollen, weil alle Personen darin von einem gewissen Range sind, und er die

Scene bei Hofe hat annehmen müssen, wollte er anders seine Helden in die vortheilhaftesten Umstände für die Entwickelung ihrer Charaktere setzen. Es ist ein Prolog bei dem Ehrgeizigen, der die innere Einrichtung des Stücks betrifft, und worin verschiedene Personen aufgeführt werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauspiel in diesem Theile ist die abgenutzte Liebe (l'Amour usé), ein prosaisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit diesem Stücke ging es dem Verfasser ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bei der ersten Vorstellung um allen Beifall. Er beklagte sich deßwegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Lustspiele vorgedruckt ist, sehr empfindlich darüber, und es schmerzte ihn, daß eine fünf und dreißigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publikums, ihn vor dieser Beschimpfung nicht habe sichern können. — — Außer diesen fünf Stücken findet man in dem dritten Theile noch drei kleine Divertissements, welche aber durchaus nichts sagen wollen, und beinahe ihres Verfassers unwerth wären, wenn sie vielleicht nicht in dem Cirkel der Freunde, in welchem sie gespielt worden, gewisse gesellschaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leser durchaus unmerklich sind.

Der vierte Theil enthält nur drei ganze Stücke. Das erste ist der Sonderling (l'Homme singulier), ein Lustspiel in Versen und fünf Aufzügen.

Es ist eher gedruckt, als aufgeführt worden. Der Verfasser bezeigt eine besondere Liebe für dasselbe, und schmeichelt sich selbst, daß man nicht allein das hohe Komische und die lebhafte und männliche Moral, welche seinen übrigen Stücken so vielen Beifall erworben, sondern auch einen ziemlich neuen und sehr lehrreichen Charakter darin antreffen werde. Das zweite Stück ist die Stärke des Naturells (la force du naturel), ebenfalls in Versen und fünf Aufzügen. Man ist mit dem Inhalte dieses Lustspiels nicht zufrieden gewesen, und kann es auch gewissermaßen nicht wohl seyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es ist gleich das Gegenspiel von der Nanine des Hrn. von Voltaire, welcher wenigstens in diesem Stücke ein besserer Kenner der Natur, als der alte Destouches gewesen ist. Das dritte Stück endlich heißt: le jeune homme à l'épreuve, der junge Mensch, der die Probe aushält; es ist in Prosa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieses gleich die Frucht des Alters ist, so ist es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftstellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils besteht aus den ersten Auftritten verschiedener Lustspiele, die der Verfasser ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er sie gleich für nichts, als für bloße Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B., der sich in der komischen Dichtkunst üben wollen,

gemacht habe. Die vornehmsten davon sind Anfangsscenen zu einem Lustspiele, welches der liebenswürdige Alte heißen sollen; deßgleichen zu einem über den Charakter des Rachsüchtigen. Auch ist der Anfang zu einem Lustspiele Proteus da, worin der Dichter einen Betrüger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig ist. Wird wohl jemand so kühn seyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein solcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in diesem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drei und siebzig Sinnschriften, und ein poetisches Schreiben an den König, über seine Genesung. Nur die Lieder des Herrn Destouches, deren er verschiedene und gewiß sehr artige gemacht hat, vermisse ich in dieser ganzen Sammlung seiner Werke.

V.

Über das Lustspiel: die Juden.

Unter den Beifall, welchen die zwei Lustspiele in dem vierten Theile meiner Schriften*) gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geschätzt hat. Ich bitte sehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuschreibe, wenn ich mich eben jetzt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe, ist vielmehr ein Zeichen, daß sie mir nicht zuwider gewesen sind, daß ich sie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünsche, als billige Urtheile der Kunstrichter zu erfahren, die ich auch alsdann, wenn sie mich unglücklicher Weise nicht überzeugen sollten, mit Dank erkennen werde.

Es sind diese Anmerkungen in dem 70sten Stücke der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen dieses Jahres gemacht worden, und in den Jenaischen gelehrten Zeitungen hat man ihnen bei-

*) Der ersten Ausgabe von 1753 — 1755.

gepflichtet. Ich muß sie nothwendig hersetzen, wenn ich denjenigen von meinen Lesern, welchen sie nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich seyn will. „Der Endzweck dieses Lustspiels,“ hat mein Herr Gegner die Gütigkeit zu sagen, „ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre: nämlich die Thorheit und Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meistentheils begegnen. Man kann daher dieses Lustspiel nicht lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Herrn Gellert's schwedischer Gräfin steht, beifallen muß. Bei Lesung beider aber ist uns stets das Vergnügen, so wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels, oder zu künftiger Verbesserung der Erdichtungen dieser Art bekannt machen wollen. Der unbekannte Reisende ist in allen Stükken so vollkommen gut, so edelmüthig, so besorgt, ob er auch etwa seinem Nächsten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich ist, daß unter einem Volke von den Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft, oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüth sich gleichsam selbst bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit stört unser Vergnügen

desto mehr, je mehr wir dem edeln und schönen Bilde Wahrheit und Dasein wünschten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet sich unter diesem Volke so selten, daß die wenigen Beispiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, als man wünschen möchte. Bei den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum wenigsten der größte Theil derselben angenommen hat, ist auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da fast das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung zum Betruge giebt, als andere Lebensarten."

Man sieht leicht, daß es bei diesen Erinnerungen auf zwei Punkte ankommt. Erstlich darauf, ob ein rechtschaffener und edler Jude an und für sich selbst etwas Unwahrscheinliches sey; zweitens, ob die Annehmung eines solchen Juden in meinem Lustspiele unwahrscheinlich sey. Es ist offenbar, daß der eine Punkt den andern hier nicht nach sich zieht; und es ist eben so offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bei diesem, als bei dem erstern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerst erklären.

Habe ich in meinem Lustspiele einen rechtschaffenen und edeln Juden wider die Wahrscheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eigenen Begriffen meines Gegners unter-

suchen. Er giebt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzt, und die Nothwendigkeit an, in welcher es sich befindet, bloß und allein von der Handlung zu leben. Es sey; folgt aber also nicht nothwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, sobald diese Umstände sie zu verursachen aufhören? Wann hören sie aber auf, dieses zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sie von anderen Umständen vernichtet werden; das ist, wenn sich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen, und sich nicht gezwungen sieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieses Reichthums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beides bei dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich; er sagt es selbst von sich, daß ihm der Gott seiner Väter mehr gegeben, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen seyn; ja, ich setze ihn sogar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieset, und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verstand nur bei einem Juden keine Wir-

kung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fließen kann, und die Juden nicht bloß zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurtheil bei meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus: noch alsdann, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten seyn, und wenn das Seltene bloß das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich. — —

Ich bin schon allmählich auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, für sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben sowohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freilich muß man, dieses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem liederlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. — — Doch ich will lieber hier einen Andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß:

einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bei Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiete mich, denjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Authenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er:*)

Mein Herr,

„Ich überschicke Ihnen hier das 70ste Stück der Göttingischen gelehrten Anzeigen. Lesen Sie den Artikel von Berlin. Die Herren Anzeiger recensiren den vierten Theil der Lessingischen Schriften, die wir so oft mit Vergnügen gelesen haben. Was glauben Sie wohl, daß sie an dem Lustspiele, die Juden, aussetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie sie sich ausdrücken, viel zu edel und viel

*) Michaelis war der Göttingische Recensent. Der Brief ist von Moses Mendelssohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktisirte, sondern von seinen Mitteln lebte, und sich eigentlich mit Mathematik beschäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bei Maupertuis. A. d. H.

zu großmüthig ist. Das Vergnügen, sagen sie, das wir über die Schönheit eines solchen Charakters empfinden, wird durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unserer Seele nichts, als der bloße Wunsch für sein Daseín übrig. Diese Gedanken machten mich schamroth. Ich bin nicht im Stande, alles auszudrücken, was sie mich haben empfinden lassen. Welche Erniedrigung für unsere bedrängte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwüre der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von diesen vermuthete ich die uneingeschränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden Christlichen Schriftsteller so viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von anderen fordert!"

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie sich der Verfasser der Juden ausdrückt, alle Propheten und die größesten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet? Welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!"

„Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen: sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verläumdungen gerechtfertigt werden?“

„Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben; ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus: nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen.“

„Jedoch man spreche sie uns ab; was gewinnen die Herren Recensenten dabei? Ihre Kritik bleibt dennoch unverantwortlich. Eigentlich soll der Charakter des reisenden Juden (ich schäme mich, wenn ich ihn von dieser Seite betrachte) das Wunderbare, das Unerwartete in der Komödie seyn. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers, der sich zum türkischen Fürsten machen läßt, so unwahrscheinlich nicht seyn, als eines Juden, der großmüthig ist? Laßt einen Menschen, dem von der Verachtung der jüdischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführung dieses Stücks beiwohnen, er wird gewiß während des ganzen Stücks vor Langeweile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müssen.

Die guten Leute, wird er bei sich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menschen sind. So menschlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt ist."

„Nicht, daß ich durch diese Betrachtung dem Lessingischen Schauspiele seinen Werth entziehen wollte; keinesweges. Man weiß, daß sich der Dichter überhaupt, und insbesondere wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrschenden Meinung zu richten hat. Nach dieser aber muß der unvermuthete Charakter des Juden eine sehr rührende Wirkung auf die Zuschauer thun. Und in so weit ist ihm die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit seyn muß."

„Sollte diese Recension, diese grausame Seelenverdammung, nicht aus der Feder eines Theologen geflossen seyn? Diese Leute denken der Christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der Christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man, sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte."

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, die nicht selten ihre Urtheile mit Blute versiegeln,

Erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unersättlichen Geiz hinaus, den sie, vielleicht durch ihre eigene Schuld, bei dem gemeinen jüdischen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deßwegen aufhören, wahrscheinlich zu seyn, daß ein Jude einem Christen, der in räuberische Hände gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder wenn er es gethan, muß er sich nothwendig das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen versalzen lassen? Gewiß nicht! Zumal wenn er in solchen Umständen ist, in welche der Jude im Schauspiele gesetzt worden."

„Wie aber, soll dieses unglaublich seyn, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!"

„Wer Sie näher kennt, theuerster Freund, und Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung, em-

vor schwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern, und sich in den Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob Sie, großmüthiger Freund, nicht die Rolle des Juden im Schauspiel übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edelen Gemüthern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere."

„Überhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie vor einer Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude (ich nehme die Diebe von Profession aus) einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, seinem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sey Niederträchtigkeit bei den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont, so ist Niederträchtigkeit eine Tugend."

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen! Und wie hart verdient das Verfahren der meisten Christen gegen ihre Armen genannt zu wer-

den! Es ist wahr, sie treiben diese beiden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu empfindlich, und hindert beinahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit ist beinahe Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweiften!"

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch schon ihre gesellschaftlichen Tugenden sind hinreichend genug, die Göttingischen Anzeigen zu widerlegen; und ich bedauere den, der eine so allgemeine Verurtheilung ohne Schauern lesen kann. Ich bin rc."

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zu viel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beide Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingischen Erinnerungen, worin man mich zu einem andern ähnlichen

Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederholen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebenen Plane ein sehr einnehmendes Stück machen ließe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdann bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bei Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größtentheils wegfallen würden.

VI.

Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind.

Die einzigen Überreste, woraus man die tragische Bühne der Römer einigermaßen beurtheilen kann, sind diejenigen zehn Trauerspiele, welche unter dem Namen des Seneca gelesen werden.

Da ich jetzt vorhabe, sie meinen Lesern bekannter zu machen, so sollte ich vielleicht verschiedene historisch-kritische Anmerkungen und Nachrichten voraus schicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfassern dieser Trauerspiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe rc. erklärten. Doch weil sich hiervon schwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht schon selbst gelesen hat, so will ich in dieser meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrscheinlicher Weise beobachten würde, der sich selbst von diesen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerspiele nach der Reihe durchgehen,

und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmsten Schönheiten derselben erkennen kann. Ich schmeichle mir, daß diese Auszüge desto angenehmer seyn werden, je größer die Schwierigkeiten sind, mit welchen die Lesung der Stücke selbst verbunden ist.

Es sind, wie schon gesagt, deren zehn, welche folgende Überschriften führen: I. der rasende Herkules. II. Thyest. III. Thebais. IV. Hippolytus. V. Ödipus. VI. Troas. VII. Medea. VIII. Agamemnon. IX. Herkules auf Oeta. X. Octavia. Ich will mich sogleich zu dem ersten Stücke wenden.

1.

Der rasende Herkules.

Inhalt.

Herkules hatte sich mit der Megara, der Tochter des Creon, Königs von Theben, vermählt. Seine Thaten, und besonders seine Reise in die Hölle, nöthigten ihn, lange Zeit von seinem Reiche und seiner Familie abwesend zu seyn. Während seiner Abwesenheit empörte sich ein gewisser Lycus, ließ den Creon mit seinen Söhnen ermorden, und bemächtigte sich des thebanischen Scepters. Um seinen Thron zu befestigen, hielt er es für gut, sich mit der zurückgelassenen Gemahlin des Herkules zu

verbinden. Doch indem er am heftigsten darauf dringt, kömmt Herkules aus der Hölle zurück, und tödtet den tyrannischen Lycus mit allen seinen Anhängern. Juno, die unversöhnliche Feindin des Herkules, wird durch das beständige Glück dieses Helden erbittert, und stürzt ihn durch Hülfe der Furien in eine schreckliche Raserei, deren traurige Folgen der eigentliche Stoff dieses Trauerspiels sind. Außer dem Chore kommen nicht mehr als sechs Personen darin vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theseus.

Auszug.

Juno eröffnet die Scene. Herkules ist in den zwei ersten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weiß sie doch schon, daß er gewiß erscheinen werde, und schon bereits siegend die Hölle verlassen habe. Man muß sich erinnern, daß Herkules ein Sohn des Jupiter war, den er mit der Alkmene erzeugt hatte. Sie tobt also in diesem ersten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider diese Frucht derselben insbesondere. Endlich faßt sie wider den Herkules den allergrausamsten Anschlag. — — Wir wollen sehen, wie dieses der Dichter ungefähr ausgeführt hat.

Sie sagt gleich Anfangs, daß sie, die Schwester des Donnergottes — — denn nur dieser Name bleibe ihr noch übrig — — die ätherischen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter

verlassen habe. „Ich muß auf der Erde wandeln, um den Kebsweibern Platz zu machen. Diese haben den Himmel besetzt! Dort glänzt von dem erhabensten Theile des eisreichen Pols Callisto in der Bärin, und regiert argolische Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen der laue Frühling herabfließt, schimmert der schwimmende Träger Europens. Hier bilden des Atlas schweifende Töchter das den Schiffern und der See furchtbare Gestirn; dort schreckt mit drohendem Schwert Orion die Götter. Hier hat der goldene Perseus seine Sterne; dort Castor und Pollux ꝛc. Und damit ja kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, so muß er auch den Kranz des Cnossischen Mädchens tragen. Doch was klage ich über alte Beleidigungen? Wie oft haben mich nicht des einzigen gräßlichen Thebens ruchlose Dirnen zur Stiefmutter gemacht! Ersteige nur den Himmel, Alkmene; bemächtige dich nur siegend meines Sitzes; und du, ihr Sohn, um dessen Geburt die Welt einen Tag einbüßte, und der langsame Phöbus später aus dem Eoischen Meere aufstieg, nimm die versprochenen Gestirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht fahren lassen; mein rasender Schmerz, mein tobender Zorn soll mich zu ewigen Kriegen reizen. — — Aber, zu was für Kriegen? Was die feindselige Erde nur Scheußliches hervorbringt; was Meer und Luft nur Schreckliches, Gräßliches, Wildes und Ungeheures tragen: alles das ist von ihm gebändigt und besiegt. Das Ungemach

stärkt ihn; er nützet meinen Zorn; er verkehrt meinen Haß in sein Lob, und je härtere Dinge ich ihm auflege, je mehr beweiset er seinen Vater!" — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott schon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als sie dieselben erdenke. Die Erde sey ihm nicht weit genug gewesen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und schleppe, über sie triumphirend, mit stolzer Faust den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag," fährt sie fort, „erblaßte, die Sonne zitterte, als sie den Cerberus erblickte; mich selbst überfiel ein Schauer, da ich das überwältigte dreiköpfige Ungeheuer sah, und ich erschrak über meinen Befehl." — — Sie fürchtet, Herkules werde sich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirdische überwunden habe; er werde seinem Vater das Scepter entreißen, und nicht, wie Bacchus, auf langsamen Wegen sich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt sie ersteigen und über den Himmel gebieten wollen. — „Wüthe nur also fort, mein Zorn; wüthe fort! Unterdrücke ihn mit seinem großen Anschlage; falle ihn an, Juno, zerfleische ihn mit deinen eigenen Händen. Warum überträgst du Anderen deinen Haß? — — Welche Feinde kannst du ihm erwecken, die er nicht überwunden habe? Du suchst einen, der ihm

gewachsen sey? Nur er selbst ist sich gewachsen. So bekriege er sich denn also selbst! Herbei ihr Eumeniden! Herbei aus dem tiefsten Abgrunde des Tartarus! Schüttelt das flammende Haar; schlagt ihm mit wüthenden Händen vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, kannst du nach den himmlischen Wohnungen trachten! — — Umsonst glaubst du dem Styx entflohen zu seyn! Hier will ich dir die wahre Hölle zeigen! Schon rufe ich die Zwietracht aus ihrer finstern Höhle, noch jenseits des Reichs der Verdammten, hervor! Was du noch Schreckliches da gelassen hast, soll erscheinen. Das lichtscheue Verbrechen, die wilde Ruchlosigkeit, die ihr eigen Blut leckt, und die irre, stets wider sich selbst bewaffnete, Raserei; diese, diese sollen erscheinen und Rächer meines Schmerzes seyn! Fanget denn also an, ihr Dienerinnen des Pluto! Schwinget die lodernden Fackeln! Strafet des Styx kühnen Verächter! Erschüttert seine Brust, und laßt sie ein heftiger Feuer durchrasen, als in den Höhlen des Ätna tobet! — — Ach, daß Herkules rasen möge, muß ich vorher erst selbst rasen. Und warum rase ich nicht schon?" — — Auf diese Art beschließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften zurückkommen möge; sie wolle ihn seine Kinder gesund wiederfinden lassen, aber in einer plötzlichen Unsinnigkeit solle er ihr Mörder werden. „Ich will ihn selbst die Pfeile von der gewissen Senne schnellen

helfen; ich will selbst die Waffen des Rasenden lenken, und endlich einmal selbst dem kämpfenden Herkules beistehen. Mag ihn doch nach dieser That sein Vater in den Himmel aufnehmen." — Mit diesem Vorsatze begiebt sich Juno fort, weil sie den Tag anbrechen sieht.

Diesen Anbruch des Tages beschreibt der darauf folgende Chor. Er beschreibt ihn nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehn, und nach den verschiedenen Beschäftigungen der Menschen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie wenige," fügt er hinzu, „beglückt die sichere Ruhe! Wie wenige sind der Flüchtigkeit des Lebens eingedenk, und nützen die nie wieder zurückkehrende Zeit! Lebt, weil es noch das Schicksal erlaubt, vergnügt! Das rollende Jahr eilt mit schnellen Tagen dahin, und die unerbittlichen Schwestern spinnen fort, ohne den Faden wieder aufzuwinden." — — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freiwillig ihrem Schicksale entgegeneilen, und, wie Herkules, das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt die Ehre, die diese treibt, nicht, sondern wünscht sich in einer verborgenen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber sichern Orte fest stehe, wenn die kühne Tugend hoch herabstürzt. — — Hier sieht er die traurige Megara mit zerstreuten Haaren näher kommen, welche der alte Amphitryo,

der Halbvater des Herkules, langsam nachfolgt. Er macht ihnen also Platz, und Megara eröffnet den

Zweiten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühseligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag sie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Übels der Übergang zu dem andern sey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelassen werde; daß ihn Juno seit der zartesten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden, genöthigt habe, noch ehe er fähig gewesen sey, sie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwei Schlangen an, die er schon in der Wiege, so fest sie ihn auch umschlungen hatten, mit lächelndem Blick zerquetschte, und berührt alle seine übrigen Thaten mit kurzen malerischen Zügen, bis auf die schimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber," fährt sie fort, „was hilft ihm alles dieses? Er muß der Welt, die er vertheidigte, entbehren. Und schon hat es die Erde empfunden, daß der Urheber ihres Friedens nicht zugegen ist! Das glückliche Laster heißt Tugend; die Bösen herrschen über die Guten; Gewalt geht vor Recht, und die Gesetze verstummen vor Furcht." — — Zum Beweise führt sie die Grausamkeit des Lycus an, welcher ihren Vater, den Creon, und ihre Brüder, dessen Söhne, ermordet und sich des the=

banischen Reichs bemächtigt habe. Sie bedauert, daß diese berühmte Stadt, aus welcher so viel Götter entsprossen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodieen aufgeführt, und in welche selbst der Vater der Götter sich so oft herabgelassen habe, jetzt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müsse. „Der, welcher zu Wasser und Land die Laster verfolgt, und tyrannische Scepter mit gerechter Faust zerbrochen hat, muß selbst abwesend dienen, und das Joch tragen, wovon er Andere befreiet. Dem Herkules gehört Theben, und Lycus hat es inne. Doch lange wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich wird der Held an das Tageslicht wieder hervordringen; er wird den Weg zurück entweder finden, oder sich machen. — — Erscheine denn, o Gemahl, und komm als Sieger zu deinem besiegten Hause zurück! Entreiße dich der Nacht, und wenn alle Rückgänge verschlossen sind, so spalte die Erde, so wie du einst das Gebirge spaltetest, und dahin den Ossa und dorthin den Olympus warfst, und mitten durch den thessalischen Strom einen neuen Weg führtest. Spalte sie; treibe, was in ewigen Finsternissen begraben war, zitternde Schaaren des Lichts entwöhnter Schatten, vor dir her, und so stelle dich deinen Ältern, deinen Kindern, deinem Vaterlande wieder dar! Keine andere Beute davon bringen, als die man dir befohlen hat, ist deiner unwürdig!“ — — Doch hier besinnt sich Megara, daß diese Reden

für ihre Umstände zu großsprecherisch sind; und wendet sich lieber zu den Göttern, welchen sie Opfer und heilige Feste verspricht, wenn sie ihr den Gemahl bald wieder schenken wollen. „Hält dich aber," fügt sie hinzu, „eine höhere Macht zurück; wohl, so folgen wir! Entweder schütze uns durch deine Zurückkunft alle, oder ziehe uns alle nach dir! — Ja, nachziehen wirst du uns dir; denn uns Gebeugte vermag auch kein Gott aufzurichten."

Hier unterbricht sie der alte Amphitryo. „Hoffe ein besseres, spricht er, und laß den Muth nicht sinken. Er wird gewiß auch aus dieser Mühseligkeit, wie aus allen, größer hervorgehen!"

Megara. Was die Elenden gern wollen, das glauben sie leicht.

Amphitryo. Oder vielmehr, was sie allzusehr fürchten, dem vermeinen sie auf keine Weise entgehen zu können.

Meg. Aber jetzt, da er in die Tiefe versenkt und begraben ist, da die ganze Welt auf ihm liegt: welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den brennenden Erdstrich und durch das trockene Meer stürmender Sandwogen fand ꝛc.

Meg. Nur selten verschont das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann sich lange so häufigen Gefahren sicher bloß stellen. Wem das Verderben so oft vorbei gegangen ist, den trifft es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil sie den wüthenden Lycus mit drohendem Gesicht und mit Schritten, die seine Gemüthsart verrathen, einhertreten sieht. Er redet die ersten zwanzig Zeilen mit sich selbst, und schildert sich als einen wahren Tyrannen. Er ist stolz darauf, daß er sein Reich nicht durch Erbschaft besitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabene Titel berühmtes Geschlecht aufweisen könne. Er trotzt auf seine eigene Tapferkeit, und findet, daß seine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerte beruhe. „Nur dieses," sagt er, „kann bei dem schützen, was man wider Willen der Unterthanen besitzt." — — Unterdessen will er doch auch nicht unterlassen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet sich nämlich ein, daß er sein neu erobertes Reich durch nichts mehr befestigen könne, als wenn er sich mit der Megara vermähle. Er kann sich nicht vorstellen, daß sie seinen Antrag verachten werde; sollte sie es aber thun, so hat er bereits den festen Entschluß gefaßt, das ganze Herkulische Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von so einer That urtheilen werde; er hält es für eins von den vornehmsten Stücken der Regierungskunst, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu seyn. In dieser Gesinnung will er sogleich den Versuch machen, und geht auf die Megara los, die sich schon im Voraus von seinem Vorhaben nichts Gutes verspricht. Seine Anrede ist nicht schlecht; er macht ihr eine kleine Schmei=

Bayerische Staatsbibliothek München

chelei wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet sie, ihn ruhig anzuhören. Er stellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt stehen würde, wenn Sterbliche einander ewig hassen wollten. „Dem Sieger und dem Besiegten liegt daran, daß der Friede endlich wieder hergestellt werde. Komm also und theile das Reich mit mir; laß uns in ein enges Bündniß treten, und empfange meine Rechte, als das Pfand der Treue.“ — — Megara sieht ihn mit zornigem Blicke an. „Ich“ spricht sie, „sollte deine Rechte annehmen, an welcher das Blut meines Vaters und meiner Brüder klebt? Eher soll man die Sonne im Ost untergehen, und im West aufgehen sehen; eher sollen Wasser und Feuer ihre alte Feindschaft in Frieden verwandeln 2c. Du hast mir Vater, Reich, Brüder und Götter geraubt. Was blieb mir noch übrig? Eins blieb mir noch übrig, welches mir lieber als Vater, Reich, Brüder und Götter ist: das Recht, dich zu hassen. Ach! warum muß auch das Volk dieses mit mir gemein haben? — — Doch herrsche nur, Aufgeblasener; verrathe nur deinen Übermuth! Gott ist Rächer, und seine Rache folgt hinter dem Rücken der Stolzen.“ Sie stellt ihm hierauf vor, was für ein strenges Schicksal fast alle thebanische Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Ödipus und seine Söhne, Niobe und Cadmus sind ihre schrecklichen Beispiele. „Siehe,“ fährt sie fort, „diese warten deiner! Herrsche, wie du willst, wenn ich dich nur endlich in eben

das Elend, das von unserm Reiche so unzertrennlich ist, verwickelt sehe." — — Lycus wird über diese Reden unwillig, und giebt ihr auf eine höhnische Art zu verstehen, daß er König sey, und sie gehorchen müsse. „Lerne," sagt er, „von deinem Gemahl, wie unterwürfig man Königen seyn müsse." Er zielt hiermit auf die Befehle des Euristheus, die sich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch," spricht er weiter, „ob ich schon die Gewalt in meinen Händen habe, so will ich mich doch so weit herablassen, meine Sache gegen dich zu rechtfertigen." Er bemüht sich hierauf, den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von sich abzuwälzen. „Sie sind im Streite umgekommen. Die Waffen wissen von keiner Mäßigung; und die Wuth des gezückten Schwertes kennt kein Schonen. Es ist wahr, dein Vater stritt für sein Reich, und mich trieben sträfliche Begierden. Doch jetzt kommt es nicht auf die Ursache, sondern auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns daher an das Geschehene nicht länger denken. Wenn der Sieger die Waffen ablegt, so geziemt es sich, daß auch der Besiegte den Haß ablege. Ich verlange nicht, daß du mich mit gebogenem Knie verehren sollst. Es gefällt mir vielmehr, daß du deinen Unfall mit starkem Muthe zu tragen weißt. Und da du die Gemahlin eines Königs zu seyn verdienest, so sey es denn an meiner Seite." Megara geräth über diesen Antrag außer sich. „Ich deine Gemahlin? Nun empfinde ich es

erst, daß ich eine Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt soll meine Treue überwinden; als die Deinige will ich sterben!"

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben ist, macht dich so kühn?

Megara. Er stieg in die Hölle hinab, um den Himmel zu ersteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Last der Erde liegt nun auf ihm.

Megara. Kann eine Last für den zu schwer seyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirst gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weiß nicht zu sterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geschenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du sollst sterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehst du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieser Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienste?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennst du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wovor sich alle entsetzen.

Diese kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten sind, werden noch einige Zeilen fortgesetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antastet, und den alten Amphitryo also nöthigt, das Wort zu ergreifen. „Mir," spricht er, „kommt es zu, ihm seinen wahren Vater nicht streitig machen zu lassen." Er führt hierauf seine erstaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergestellt, und die Götter selbst vertheidigt habe. „Zeigen diese nicht deutlich genug, daß Jupiter sein Vater sey, oder muß man vielmehr dem Hasse der Juno glauben?" „Was lästerst du den Jupiter," erwiedert Lycus? „Das sterbliche Geschlecht ist keiner Verbindung mit dem Himmel fähig." — — Er sucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unstätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo setzt diesen Beschuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte gewesen sey, der sogar auf einer herumirrenden Insel geboren worden, und mit dem ersten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beispiel des Bacchus, und zeigt auch an die-

sem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott geboren werden, zu stehen komme.

Lycus. Wer elend ist, ist ein Mensch.

Amph. Wer tapfer ist, ist nicht elend.

Lycus will ihm auch diesen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer sehr spöttischen Art seines Abenteuers mit der Omphale, bei welcher Herkules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft sich Amphitryo auf den Bacchus, welcher sich nicht geschämt habe, das Haar zierlich fliegen zu lassen, den leichten Thyrsus mit spielender Hand zu schwenken, und im sanften Gange den goldenen Schweif des herabfallenden Kleides hinter sich her zu ziehen. Nach vielen und schweren Thaten, fügt er hinzu, ist es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, sich zu erholen. — —

Lycus. Dieses beweiset das Haus des Thespius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieses hatte ihm keine Juno, kein Euristheus befohlen; es waren seine eigenen Thaten.

Auf diese höhnische Anmerkung erwiederte Amphitryo, daß Herkules auch noch andere Thaten ungeheißen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx, des Antäus, des Busiris, des Geryon. „Und auch du, Lycus, wirst noch unter die Zahl dieser Ermordeten kommen, die doch durch keine Schändung sein Ehebette zu beflecken gesucht.“

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt ist, ist auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir soll auch der König eine bekommen rc. — — Hier treibt Lycus seine Ruchlosigkeit auf das höchste. Er wirft dem guten Alten seine gefallige Nachsicht gegen den Jupiter vor, und will, daß sich Megara nur ein Exempel an der Alkmene nehmen solle. Er droht sogar, Gewalt zu brauchen, und sagt, was ich keinem tragischen Dichter jetziger Zeit zu sagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt sich, daß sie in diesem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielt hier auf die Hypermnestra, welches die einzige von den funfzig Schwestern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes schonte. Auf diese Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Weil du denn also unsere Verbindung so hartnäckig ausschlägst, so erfahre es, was ein König vermag. Umfasse nur den Altar; kein Gott soll dich mir entreißen; und wenn auch Alcides selbst triumphirend aus der Tiefe zurückkehrte.“ — — Er befiehlt hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen solle. Er will das ganze Geschlecht des Herkules in seinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reißen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts, als die Gnade, daß er zuerst sterben dürfe. „Sterben?“ spricht Lycus. „Wer alle zum Ster-

ben verdammt, ist kein Tyrann. Die Strafen müssen verschieden seyn. Es sterbe der Glückliche; der Elende lebe!" Mit diesen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weiß weiter nichts zu thun, als die Götter wider diesen Wüthrich anzurufen. „Doch was flehe ich umsonst die Götter an! Höre mich, Sohn, wo du auch bist! — Welch plötzliches Erschüttern! Der Tempel wankt; der Boden brüllt! Welcher Donner schallt aus der Tiefe hervor? — — Wir sind erhört! — — Ich bitte, ich höre sie, des Herkules nahende Tritte."

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Gesang desselben ist eine Apostrophe an das Glück, welches seine Wohlthaten so ungleich austheile, und den Euristheus in leichter Ruhe herrschen lasse, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müsse. Hierauf wird die Anrede an diesen Helden selbst gerichtet. Er wird ermuntert, siegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts Geringeres zu thun, als die Banden des Schicksals zu zerreißen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt seiner Saiten, Eurydicen von dem unerbittlichen Richter, obschon unter einer allzu strengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geschlossen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Gesänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten sey.

Dritter Aufzug.

Die erwünschte Erscheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröffnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweiten durch nichts, als durch den vorigen Chor unterschieden wird. Megara und Amphitryo sind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet sie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet sich darauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle anderen Götter, die von oben auf das Irdische herabsehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieses Ungeheuer nicht sehen wolle, sich unterdessen den Blitz vor die Augen zu halten: visus fulmine opposito rege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres hinabzufahren; und den übrigen, das Gesicht wegzuwenden. „Der Anblick dieses Scheusals," fährt er fort, „ist nur für zwei; für den, der es hervorgezogen, und für die, die es hervorzuziehen befohlen." Dieser, der Juno nämlich, spricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt sich, das Chaos der ewigen Nacht und, was noch ärger als Nacht sey, der Finsterniß schreckliche Götter, und das Schicksal überwunden zu haben. Er fordert sie, wo möglich, zu noch härteren Befehlen auf, und wundert sich, daß sie seine Hände so lange müßig lasse. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anstalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Auf-

zuge machen lassen. Er sieht den Tempel mit bewaffneter Mannschaft umsetzt; und da er noch darüber erstaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieser zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten desselben sey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt sogleich, was diese traurige Tracht seines Vaters und seiner Gemahlin, und der schmutzige Aufzug seiner Kinder bedeute. „Welch Unglück drückt das Haus?“ Amphitryo antwortet auf diese Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet sey, daß Lycus herrsche, und daß dieser Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undankbare Erde! So ist niemand dem Herkulischen Hause zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt solches Unrecht mit ansehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es sterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theseus, den er aus der Hölle mit zurückgebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erschienen, ins Wort. „Diesen Fleck sollte deine Tapferkeit tragen? Lycus sollte ein würdiger Feind Alcidens seyn? Nein; ich muß sein verhaßtes Blut vergießen.“

Doch Herkules hält den Theseus zurück, entreißt sich den Umarmungen seines Vaters und seiner Gemahlin, und eilt zur Rache. „Es bringe Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich angekom-

men sey" — so sagt er, und geht ab. Theseus wendet sich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, sein Gesicht aufzuheitern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich," sagt er, „den Herkules kenne, so wird er gewiß an dem Lycus, des ermordeten Creons wegen, Rache üben. Er wird? Nein, er übt sie schon. Doch auch dieses ist für ihn zu langsam: er hat sie bereits geübt." — — Hierauf wünscht der alte Amphitryo, daß es Gott also gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nämlich von dem Gefährten seines unüberwindlichen Sohnes nähere Umstände von dem unterirdischen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wissen. Theseus weigert sich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmsten Gottheiten um Erlaubniß gebeten, fängt er eine lange und prächtige Beschreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derselben besonders, welches den Kampf des Herkules mit dem höllischen Ungeheuer schildert, ist von einer außerordentlichen Stärke. Die ganze deutsche Sprache, — wenigstens so wie ich derselben mächtig bin, — ist zu schwach und zu arm, die meisterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das starrende Wasser des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte scheußliche Fährmann schrecken in den traurig-

sten Farben. — Charon war eben an dem diesseitigen Ufer mit dem Nachen angelangt, als sich Herkules durch die Schaar wartender Schatten drängte, und zuerst hinüber gesetzt zu werden begehrte. „Wohin Verwegener?“ schrie der gräßliche Charon. „Hemme die eilenden Schritte!“ — Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entrissenen Ruder, und stieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, sank unter der Last des einzigen tiefer herab, und schöpfte, überladen, mit schwankendem Rande, letheische Fluth. — Endlich näherten sie sich den Wohnungen des geizigen Pluto, die der stygische Hund bewacht. Die Gestalt dieses dreiköpfigen Wächters ist die gräßlichste, und die Gestalt gleicht seiner Wuth. Fähig, auch den leisen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit gespitzten Ohren auf das Geräusch nahender Füße. Er blieb ungewiß in seiner Höhle sitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm stand; und beide fürchteten sich. Doch jetzt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umzischen das dreifache Haupt, die stillen Wohnungen ertönen, und auch die seligen Schatten entsetzen sich. Herkules löset unerschrocken den cleonäischen Raub von der linken Schulter, und schützt sich hinter dem noch schreckenden Rachen des Löwen. Er schwingt mit siegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trifft das endlich ermüdende Ungeheuer. Es läßt ein Haupt nach dem andern

sinken, und räumt seinem Überwinder den Eingang. Die unterirdischen Gottheiten entsetzen sich, und lassen den Cerberus abfolgen; und auch mich, spricht Theseus, schenkte Pluto dem bittenden Alcides. Dieser streichelt des Ungeheuers gebändigte Nacken, und fesselt sie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Hölle sey, ließ furchtsam die Ohren sinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glanz des ihm unbekannten Lichtes die Augen traf, sträubte es sich, faßte neue Kräfte, schüttelte wüthend die tönenden Ketten, und fast hätte es den Sieger zurück geschleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuste des Theseus zu Hülfe, und so rissen beide den vergebens rasenden Cerberns auf die Welt heraus. Noch einen Zug setzt der Dichter zu diesem Bilde, der gewiß wenige seines gleichen hat. Er sagt nämlich: der Höllenhund habe die Köpfe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht so wenig als möglich in die verschlossenen Augen zu lassen:

— — — Sub Herculea caput
Abscondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunft des Herkules frohlockenden Volkes macht der Beschreibung ein Ende. Mit viel matteren Beschreibungen und ziemlich kalten Sittensprüchen ist der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirdische

Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin absteigen müssen. „Niemand," heißt es, „kommt dahin zu spät, von wannen er, wenn er einmal dahin gekommen ist, nicht wieder zurück kann. — Schone doch, o Tod, der Menschen, die dir ohnedies zueilen! — — Die erste Stunde, die uns das Leben schenkte, hat es auch wieder genommen, ꝛc." Und andere dergleichen Blümchen mehr.

Vierter Aufzug.

Es ist geschehen. Herkules hat den Lycus mit allen seinen Anhängern ermordet, und macht sich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft sie insgesammt dazu an, und nur die Kinder der Juno schließt er davon aus. Er will ganze Heerden schlachten, und ganze Erndten von Weihrauch anzünden. Amphitryo, der noch das Blut an den Händen seines Sohnes kleben sieht, erinnert ihn, sie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortete: „ich wünschte, selbst das Blut des verhaßten Hauptes den Göttern opfern zu können. Kein angenehmeres Naß würde je den Altar benetzt haben; denn dem Jupiter kann kein fetteres Opfer geschlachtet werden, als ein ungerechter König." — Hierauf will er selbst das Opfergebet anfangen, ein Gebet, das, wie er sagt, des Jupiters und seiner würdig sey. Er fängt auch wirklich an, und bittet nichts Geringeres, als daß

der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Gestirne ihren Lauf ungestört fortsetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiter schieße, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überschwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere ꝛc. Schon dieses Gebet ist unsinnig genug, um der Anfang zu einer förmlichen Raserei zu seyn. Diese äußert sich nunmehr auf einmal. „Doch wie? Welche Finsternisse umhüllen den Mittag? Warum schießt Phöbus so trübe Blicke, ohne von einer Wolke verdunkelt zu seyn? Wer treibt den Tag zu seiner Dämmerung zurück? Welche unbekannte Nacht breitet ihr schwarzes Gefieder aus? Woher diese zu frühen Sterne, die den Pol erfüllen? Seht, dort durchglänzt das erste der von mir gebändigten Ungeheuer, der Löwe, ein weites Gefilde! Er glüht vor Zorn, und drohet tödtliche Bisse. Er speiet aus dem offenen Rachen Feuer, und schüttelt die röthliche Mähne. Jetzt wird er ein Gestirn herab reißen; jetzt wird er des harten Herbstes und des frostigen Winters breite Zeichen überspringen, den Stier im Felde des Frühlings anfallen, und seinen Nacken zermalmen.“ — — Amphitryo erstaunt über diesen plötzlichen Wahnwitz; doch Herkules fährt fort. Er kommt auf seine Thaten, und will sich mit Gewalt den Eingang in den Himmel eröffnen. Er droht, wenn Jupiter

geschehen lasse, daß ihm Juno noch länger zuwider sey, den Saturn zu befreien, die Riesen zu neuen Kriegen aufzufrischen und sich selbst anzuführen. Diese Kriege glaubt er bereits mit allen ihren schrecklichen Verwüstungen zu sehen, bis er endlich seine eigenen Kinder, die mit der Megara bei dem Opfer gegenwärtig seyn sollten, gewahr wird, und sie für die Kinder des Lycus ansieht. Dieser Wahn bringt seine Wuth aufs höchste. Er spannt seinen Bogen, und durchschießt das eine; und das andere, welches seine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Faust, schwenkt es in der Luft herum, und zerschmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches seine Zuflucht zu seiner Mutter nimmt, sieht er diese für die Juno an. Erst richtet er das Kind hin, und alsdann seine Gemahlin. — — Alles dieses, wird man sagen, müsse einen sehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römischen Bühne, deren Bauart von den unsrigen ganz unterschieden war, ein vortreffliches Spiel hier angebracht. Indem nämlich Herkules seine Kinder und seine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuschauern aus dem Gesichte kommt, so gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo sie nur von den übrigen Personen auf der Bühne können gesehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher

alles, was er sieht, in eben dem Augenblicke sagt, und die Zuschauer also eben so lebhaft davon unterrichtet, als ob sie es selbst gesehen hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde nachgeht, so schreit Megara: „Wohin, Unsinniger? Du vergießest dein eigenes Blut!“ Mit diesen Worten eilt sie beiden nach, daß sie also bereits hinter der Scene ist, wenn Amphitryo folgende Erzählung macht: „das zitternde Kind stirbt vor dem feurigen Blicke des Vaters, noch ehe es verwundet worden. Die Furcht hat ihm das Leben genommen. Und nun, nun schwenkt er die tödtliche Keule auf seine Gemahlin. Sie ist zermalmt, und nirgends sieht man den Kopf des verstümmelten Körpers.“ — — Amphitryo geräth hierüber außer sich; er verwünscht sein Alter, das ihn zu diesem Unglücke gespart; er will nicht länger leben, sondern eilt den Pfeilen und der Keule des unsinnigen Mörders entgegen. Doch Theseus hält ihn zurück, und beschwört ihn, dem Herkules das letzte und größte Verbrechen zu ersparen. Dieser kommt unterdessen allmählich wieder zu sich, und Amphitryo erstaunt, ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu sehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf sey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingerafft habe; doch das starke Athemholen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es also für gut, ihn ruhen zu lassen; nur läßt er vorher von den Dienern die

Pfeile wegnehmen, damit er sie nicht in einer neuen Raserei brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklagt die dem Herkules zugestoßene Unsinnigkeit. Er fleht die Götter an, ihn davon zu befreien, und wendet sich besonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetisch apostrophirt. „Besänftige die rasenden Aufwallungen seines Gemüths, und gieb dem Helden Frömmigkeit und Tugend wieder. Wo nicht, so laß ihn fortrasen, und in steter Unsinnigkeit dahin leben. In ihr allein beruhet seine Unschuld. Reinen Händen kommen diejenigen am nächsten, die ihr Verbrechen nicht kennen." — — Er beschreibt nunmehr, wie verzweifelnd sich Herkules anstellen werde, wenn er wieder zu sich selbst kommen und sein Unglück erfahren sollte. Und zuletzt beweint er noch den frühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitryo und Theseus stehen schweigend von ferne. „Wo bin ich? in welchem Lande? unter welchem Himmelsstriche? &c. Welche Luft schöpfe ich? Ich bin doch wenigstens aus der Hölle wieder zurück? Aber, welche blutige Leichname sehe ich hier gestreckt? Welche höllischen Schattenbilder schweben mir noch vor den Augen? Ich schäme mich, es zu sagen: ich zittere. Ich weiß nicht, welcher schreckliche Unfall mir ahn-

det. Wo ist mein Vater? Wo meine Gemahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen Kinder so stolz ist? Warum vermisse ich an meiner Linken die Beute des überwundenen Löwen? — — Wo sind meine Pfeile? wo der Bogen? Ich lebe, und man hat mir meine Waffen abnehmen können? Wer hat diesen Raub davon getragen? Wer hat auch den schlafenden Herkules nicht gescheuet? Ich muß ihn doch sehen, meinen Sieger: ich muß ihn doch sehen. Stelle dich, Sieger, den zu zeugen der Vater den Himmel nochmals verlassen, und dem zu gefallen die Nacht länger, als mir, stille gestanden! — — Was sehe ich? Meine Kinder ermordet? Meine Gemahlin todt? Welcher zweite Lycus hat sich des Reichs bemächtigt? Herkules ist wieder gekommen, und doch erkühnt man sich zu Theben solcher Verbrechen? Herbei Boeotier, Phryger &c., zeigt mir den Urheber dieser gräßlichen Morde! — — So breche denn mein Zorn auf meine Feinde los! Alle sind meine Feinde, die mir meinen Feind nicht zeigen. — — Du verbirgst dich, Alcidens Sieger? Erscheine &c. Laß uns ohne Anstand kämpfen. Hier stehe ich frei und bloß. Auf! greife mich mit meinen eigenen Waffen an. — — Doch warum entzieht sich Theseus, warum entzieht sich der Vater meinen Blicken? Warum verbergen sie ihr Antlitz? Hemmet dies Winseln! Saget, wer hat meine Söhne ermordet? Vater, warum schweigst du? Rede, Theseus; aber rede so, wie

ichs vom Theseus gewohnt bin. Schweigt ihr noch? Noch wendet ihr voll Scham euer Gesicht weg? Noch fallen verstohlene Thränen herab? — Wessen hat man sich bei solchem Unglücke zu schämen? Ist es Eurystheus; ist es das feindliche Heer des ermordeten Lyeus, von dem diese Niederlage kommt? Ich bitte dich, Vater, bei allen meinen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, sage, wer ist der Mörder meines Geschlechts? Als wessen Beute habe ich untergelegen?

Amphitryo. Laß uns dies Unglück mit Stillschweigen übergehen.

Herkules. Und ich sollte ungerochen seyn?

Amphitryo. Schon oft ist die Rache schädlich gewesen.

Herkules. Wer war je träge genug, dergleichen Unglück zu erdulden?

Amphitryo. Der, welcher noch größeres Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein größeres Unglück zu fürchten seyn, als dieses?

Amphitryo. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil ist es.

Herkules. Erbarme dich, Vater! Flehend strecke ich meine Hände gegen dich aus. — —

Indem Herkules dieses thut, wird er gewahr, daß seine eigenen Hände voller Blut sind. Er wird gewahr, daß es seine eigenen Pfeile sind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Ge-

wißheit, daß niemand, als er selbst, seinen Bogen habe spannen können, ist er genöthigt, sich selbst für den Mörder zu erkennen. „Wie? Vater, Freund, so bin ich es selbst, der dieses Verbrechen begangen hat? Ach! sie schweigen: ich bin es." Amphitryo will ihn trösten, und schiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umsonst; er geräth in eine so wüthende Verzweiflung, daß es scheint, die Raserei habe ihn nicht sowohl verlassen, als nur ihre Richtung verändert, und sich gegen ihn selbst gewendet. Er bittet seinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergessen und zornig von dem gestirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucasus gefesselt, oder zwischen den Symplejaden zerschmettert seyn. Er will Wälder zusammen häufen, und sich, befleckt vom sträflichen Blute, in den brennenden Holzstoß stürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Diese solle ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenseits des Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbekannt sey. — — Er beklagt, daß sein Gesicht zu verhärtet sey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod seiner Kinder nicht reichlich genug fließen können. Er will sein Schwert, seine Pfeile, seinen Bogen zerbrechen; er will seine Keule, er will seine Hände, die sie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theseus, ihm zuzureden.

Theseus. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herkules. Oft ist ein zu großer Irrthum anstatt des Verbrechens gewesen.

Theseus. Hier ist Herkules nöthig. Ertrage diese Last von Übeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raserei nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abscheulichen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen sollte, die ihn ohnedies fliehen müßten. Meine Waffen, Theseus, meine Waffen, die man mir so schimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Rase ich nicht mehr, so gieb mir sie zurück. Rase ich aber noch, so entferne dich, Vater. Ich will schon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Herkules auf das zärtlichste zu bitten. Er beschwört ihn bei allen den Verbindungen, die zwischen ihnen beiden obwalten; es sey nun, daß er ihn als seinen Vater, oder als seinen Pfleger betrachte. Er stellt ihm vor, daß er die einzige Stütze seines Hauses sey; daß er ihn noch nie genossen habe, sondern immer in der äußersten Furcht seinetwegen habe leben müssen.

Herkules. Und warum sollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verloren? — Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raserei selbst habe ist verloren. Es ist kein Rath für

meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büßen.

Theseus. Du wirst deinen Vater ums Leben bringen.

Herkules. Damit ich es nicht etwa thue, eben deßwegen will ich sterben.

Theseus. In Gegenwart des Vaters?

Herkules. Solchen Greuel anzusehen, habe ich ihn schon gelehrt.

Amphitryo. Siehe doch vielmehr auf deine anderen rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir selbst diese einzige Schuld.

Herkules. Der sollte sich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich Löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieses einzige that ich von mir selbst. — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm seine Waffen wieder zurückgeben solle. Umsonst verbindet Theseus seine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Herkules unanständig sey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe mein Verbrechen nicht freiwillig, sondern gezwungen gethan. Jenes würde man glauben, wenn ich leben bliebe; dieses kann nur mein Tod bekräftigen.“ — — Der Dichter hat dieses in wenig Worten auszudrücken gewußt: Si vivo, feci scelera; si morior, tuli. — Herkules fährt also fort, sich als ein Ungeheuer anzusehen, von welchem er die Welt

reinigen müsse. Er droht, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Haine auszurotten, und sich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuser mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf sich zu reißen, und sich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch diese Last ihm zu leicht seyn, sollten sieben Thore noch nicht schwer genug auf ihm liegen: so soll die halbe Welt auf sein Haupt stürzen, und ihn in dem Mittelpunkte der Erde erdrücken. — — Diese Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden nunmehr ungemein rührend. Es ist nur zu bedauern, daß der Text hier eine sehr merkliche Verwirrung der Personen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrscheinlicher Weise die andere sagen soll; bald hat man aus zwei Reden eine, und bald aus einer zwei Reden gemacht. Was man noch Zuverlässiges daraus erkennen kann, ist dieses, daß Amphitryo selbst sich einen von den Pfeilen an die Brust setzt, und sich zu durchstechen droht, wenn Herkules seinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder,“ spricht er, „du lebst, oder du wirst auch an mir zum Mörder. Schon schwebt meine durch Unglück und Alter geschwächte Seele auf den äußersten Lippen. Wer überlegt es so lange, ob er seinem Vater das Leben

schenken wolle? Jetzt drücke ich, des Verzögerns satt, das tödtliche Eisen durch die Brust. Hier, hier wird des vernünftigen Herkules Verbrechen liegen." Und hiermit gelingt es dem Amphitryo, den Herkules so zu erweichen, daß er sich zu leben, und diesen Sieg über sich selbst zu seinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entschließt. Er ist nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlassen. „Doch wohin soll ich fliehen? Wo werde ich mich verbergen? Welcher Tanais, welcher Nil, welcher gewaltige Tigris, welcher wilde Rhein wird meine Rechte abwaschen können? Und wenn auch der ganze Ocean über meine Hände dahin strömte, so würden doch noch die gräßlichen Morde daran kleben." — — Er ersucht hierauf den Theseus, ihn in dieser Noth nicht zu verlassen, einen Ort, wo er verborgen seyn könnte, für ihn auszusuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirdische Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da, will ich mich verborgen halten. Doch auch da bin ich bekannt." — — Theseus schlägt ihm sein eigenes Land, Athen, zum Zufluchtsort vor, und zwar deßwegen, weil es das Land sey, wo Mars selbst, wegen Ermordung seines Sohnes, losgesprochen worden. „Dieses Land, welches die Unschuld der Götter richtet; dieses Land, Alcides, rufet dich."

Und so schließt der rasende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung desselben.

Überhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leser zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenschaften können unsere Leidenschaften unmöglich ganz ruhig lassen. Und diese wollen wir vornehmlich in den Trauerspielen erregt wissen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Übermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raserei, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, so kann der Dichter gewiß seyn, daß man ihm seine Fehler willig vergeben wird. Und was sind es denn endlich auch für Fehler? Er ist mit den poetischen Farben allzuverschwenderisch gewesen; er ist oft in seiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Größe hier und da bis zur Schwulst; und die Natur scheint bei ihm allzuviel von der Kunst zu haben. Lauter Fehler, in die ein schlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden sie, wenn man sie nach dem Stoffe des Trauerspiels beurtheilt, welcher, wie man gesehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt ist. Die Thaten des Herkules sind für uns unsinnige Erdichtungen, und bei den Heiden waren sie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn sie hörten, daß er Gebirge zerrissen, daß er die Hölle gestürmt, daß er den Himmel getragen; und wir

wollen uns kaum des Lachens dabei enthalten können. Allein, ist es billig, einen Dichter anders, als nach den Umständen seiner Zeit zu beurtheilen? Ist es billig, daß wir das, was seine Zeitverwandten in dem Munde des Herkules für schreckliche Drohungen hielten, für unsinnige Großsprechereien halten, und sie als solche, mit sammt dem Dichter auspfeifen wollen? Ich will auf diesen Umstand nicht weiter dringen, weil man schon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unser Verfasser sonst die Regeln der Bühne gekannt, und sich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, ist nicht zu leugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet sich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem also sey, beweiset die Stelle der Juno im ersten Aufzuge, Z. 124.

clarescit dies
Ortuque Titan lucidus croceo subit.

Und die Stelle im vierten Aufzuge, Z. 930.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae.

Wenn es also da noch Mittag ist, so bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene ist bei dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaste des Herkules aufgebauet war. Zu

diesem nehmen Amphitryo und Megara nebst ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An diesem wollte sie Lycus verbrennen lassen, weil er sie nicht mit Gewalt davon wegreißen durfte. Bei diesem findet sie Herkules, als er plötzlich erscheint. Auf diesem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich ist auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus ist eine bloße Episode, welche mit vieler Kunst in das Ganze eingewebt worden. Sie ist nicht die Haupthandlung, sondern bloß die Gelegenheit zu derselben. — — Dieser Umstand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides rasendem Herkules.

Der Ἡρακλης μαινομενος ist das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerspielen des Griechen. Daß sich der Römer dasselbe zum Muster vorgestellt habe, ist nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als ein Sklav, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt, und verschiedene Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechischen Stücks einlassen; so viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bei ihm eröffnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigsten historischen Umständen unterrichtet. Me-

gara kommt dazu, und beide beklagen ihr Unglück. Lycus eröffnet ihnen ihr Todesurtheil mit den bittersten Verspottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben sich in ihr Schicksal, und bitten nur noch um eine kurze Frist, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieses geschehen, und sie vor dem Altare auf die Hinrichtung warten, erscheint Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches seinem Hause drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man sich's versieht, erscheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie soll dem Herkules auf Befehl der Juno den Verstand verrücken; die Furie weigert sich, doch endlich muß sie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raserei des Herkules nur erzählt, und in dem fünften kommt Theseus dazu, welcher seinen Freund, der sich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurecht bringt. — — Nun sehe man, wie geschickt der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhängendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen solchen gefährlichen Ruhepunkt findet, sondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nämlich mit dem grausamen Entschlusse der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den

Zuschauern zeigen will. Es ist wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu sehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunstgriff des lateinischen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nämlich, wie er die Grausamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt sie bloß erzählen, und unterrichtet den Zuschauer nicht einmal so lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet, dessen Geschrei, da er außer der Bühne ermordet wird, man doch wenigstens vernimmt. Wie viel besser läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzählen, und spart seine Theaterspiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieses aber, was ich jetzt gesagt habe, muß man nicht so auslegen, als ob ich dem Euripides auch in anderen Stücken eben so wenig, als in diesen mechanischen Einrichtungen, den Vorzug zugestehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer sonst sein Nachahmer ist, nur selten gekannt zu haben scheint. Der Affekt drückt sich bei ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weiß nicht, was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz ersetzen. Aber glücklich sind die, welche ihn noch so ersetzen können! Sie entgehen doch wenigstens der Gefahr, platt, ekel und wässericht zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht seyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennt das Verdienst dieses Jesuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich gewesen, seinen Auszügen aus den griechischen Trauerspielen Auszüge aus den ähnlichen römischen Tragödien beigefügt. Man kann also leicht glauben, daß er auch unsern rasenden Herkules, bei Gelegenheit des Euripidischen, nicht werde vergessen haben. Ich habe nichts dawider, daß er diesen weit vorzieht; allein, daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen sucht, wo er es nicht ist: dieses kann ich unmöglich so hingehen lassen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jesuit selbst ist. Man wird sich der Stelle erinnern, die ich oben, Seite 107, aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

> — — — — si novi Herculem
> Lycus Creonti debitas poenas dabit.
> Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est lentum; dedit.

Theseus will dem Amphitryo damit Trost zusprechen. Ich habe schon so viel Zutrauen zu meinem Geschmacke, daß ich mich nicht zu gestehen schäme, diese Zeilen allezeit für sehr schön gehalten zu haben. Mußte ich also nicht erstaunt seyn, als ich

folgendes Urtheil des Brumoy las: „Das ich sterbe, ich bin todt, ich bin begraben, des Geizigen bei dem Moliere (Aufz. 4. Auftr. 7.) ist ohne Zweifel aus dieser Quelle entsprungen. Allein dieses sagt ein Narr, welchen der Dichter in einer lächerlichen Unsinnigkeit seinem Charakter gemäß sprechen läßt; und Theseus hätte sich, wo nicht als ein König, doch wenigstens als ein vernünftiger Mann ausdrücken sollen." — — Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bei Gelegenheit dieser Stelle auf seinen Einfall gerathen sey: so würde dieses doch nichts mehr beweisen, als so viel, daß kein ernsthafter Gedanke, keine Wendung so schön sey, die sich nicht ziemlich lustig parodiren lasse. Hieraus aber zu schließen, daß die Parodie und die parodirte Stelle gleich ungereimt seyn müßten, ist eine sehr kindische Übereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax selbst, sondern darin, daß er einen Narren von sich etwas sagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von sich sagen kann, widerlegt wird: nicht darin, daß der Tod so geschwind auf das Sterben, und das Begräbniß so geschwind auf den Tod folgt; sondern darin, daß er einen Menschen vorgeben läßt, dieses alles widerfahre ihm bei lebendigem Leibe. Was hat denn nun also die Rede des Theseus, außer dem dreifachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder ist sie an und für sich selbst abgeschmackt? Hätte doch der Pater

dieses gezeigt; hätte er doch auch beiläufig gezeigt, wie es der Dichter schöner ausdrücken sollen, daß Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich strafen werde! — — Mit eben so wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in welchen Herkules raset. „Herkules," sagt er, „bildet sich ein, den himmlischen Löwen, den er in dem Nemeäischen Walde überwunden, zu sehen, wie er eben bereit ist, die Zeichen des Herbstes und des Winters zu überspringen, um den Stier zu zerreißen, welcher ein Zeichen des Frühlings ist. Das ist wahrhaftig eine gelehrte Raserei." — — Wie artig der Jesuit spottet! Aber warum ist sie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jesuitenschüler nicht ganz und gar ein Ignorant seyn muß, wenn er wissen will, daß Herkules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrsamkeit braucht denn Herkules, dieses von sich selbst zu wissen? Oder steckt etwa die Gelehrsamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreises? Wenn das ist, so werden ziemlich alle Bauern gelehrt seyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieses französischen Kunstrichters anführen, welcher entweder sehr viel leichtsinnige Übereilung, oder sehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man gesehen hat, kommt Herkules wieder zu sich selbst, und geräth in die äußerste Verzweiflung, als er erfährt, was er in seiner Raserei begangen. Man könnte sagen, er werde aufs neue rasend; so schreckliche

Dinge erbittet er über sich selbst. „Allein," sagt Brumoy, „seiner Gewohnheit gemäß mengt er auch lächerliches Zeug darunter. Er will seine Keule, seine Pfeile, und selbst die Hände der Juno, die sie so unglücklich geführt haben, verbrennen." — — Nun sehe man, ob es wahr ist, daß ihn der Dichter dieses sagen läßt. Die Stelle ist diese:

Tibi tela frangam nostra, tibi nostros puer
Rumpemus arcus, ac tuis stipes gravis
Ardebit umbris: ipsa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infaustas meis
Cremabo telis, *o novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder eins nach dem andern an, und will zu dessen Genugthuung die Pfeile, zu dessen den Bogen, zu dessen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch euch," spricht er, „auch euch, unselige stiefmütterliche Hände, will ich mit meinen Pfeilen verbrennen." — — Wer heißt denn nun hier den Jesuiten, unter novercales manus die Hände der Juno verstehen? Warum können es denn nicht die eigenen Hände des Herkules seyn? Ja freilich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchste liegt in dem Worte novercales bloß eine Anspielung auf die Juno, und er nennt seine Hände bloß darum stiefmütterlich, weil sie nicht minder grausam gegen seine Kinder gewesen waren, als die Juno gegen

ihn zu seyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten.

Von neueren Trauerspielen auf den rasenden Herkules.

Es fehlt an neueren Dichtern nicht, welche gleichfalls diesen Stoff bearbeitet haben. Bei den Franzosen führen eine Menge Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jetzt nur von zweien mit Gewißheit sagen, daß sie den rasenden Herkules angehen. Die mehresten werden ohne Zweifel den sterbenden Herkules aufstellen. Roland Brisset ist der erste, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weiß. Sein Theater ist zu Tours 1589 in Quart gedruckt, und enthält außer genanntem Stücke noch folgende: Baptiste, Agamemnon, Octavie und Thyeste. Der zweite Franzose ist Nicolas L'Heritier Nouvellon, welcher 1638 ein Trauerspiel unter der Aufschrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jetzt weder des einen, noch des andern Arbeit bei der Hand, und kann also nicht urtheilen, wie sie zu Werke gegangen sind; ob sie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob sie gar nur einen von beiden übersetzt haben. Auf dem italiänischen Theater finde ich einen Ercole furioso vom Lodovico Dolce; allein von diesem weiß ich es zuverlässig, daß es bloß eine

poetische Übersetzung des Seneca ist. Dolce hat noch sieben Trauerspiele unsers lateinischen Dichters übersetzt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich also nicht eigentlich sagen kann, mit wie viel Glück man in den neueren Zeiten den rasenden Herkules auf die Bühne gebracht habe; so will ich wenigstens meine Gedanken entdecken, wie er am besten darauf zu bringen sey.

Vorschlag für einen heutigen Dichter.

So viel ist augenscheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen sey. Die Maschinen finden ihren natürlichen Platz darin, und wenn die bloße Erscheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, so könnte man die Erscheinungen aus dem Euripides borgen. Dieser nämlich, wie ich schon angemerkt habe, führt anstatt der Juno die Iris, ihre Botschafterin, und eine Furie auf: zwei Gegenstände, an welchen Maschinenmeister und Maler ihre Kunst hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünstler würde sich nicht beschweren dürfen, daß man seine Kunst durch eine verhaßte Monotonie der Leidenschaften einschränkte. Sie sind durchgängig in dem stärksten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Rasende, das Zärtliche, das Gesetzte, das Freundschaftliche, wechseln unaufhörlich ab, und

oft treffen sie so glücklich zusammen, daß sie der schönsten Abstechungen unter einander fähig sind. Auch die Erfindung des Baletmeisters würde sich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauspiele, das so vorzüglich zum Vergnügen des Gesichts und des Gehörs bestimmt ist, billig auch mit sehen muß. Doch da die Oper mehr in das musikalische, als in das poetische Fach gehört, so will ich mich nicht weiter damit einlassen. Ich will vielmehr meine Absicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechanische Einrichtung desselben würde man gänzlich dem Seneca absehen können. Nur mit der Juno, welche bei ihm ziemlich das Ansehn eines Prologen hat, müßte man eine Änderung treffen. Unsere neuere tragische Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat sie in die allegorischen Stücke verwiesen, und das mit Recht. Was also zu thun? Ich wollte rathen, die persönliche Erscheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Priesters zu verwandeln. Er müßte selbst kommen, und es dem Herkulischen Hause erzählen, was er in seiner Entzückung gesehen, und welche schreckliche Drohungen er gehört. Diese Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt seyn; sie müßten etwas Orakelmäßiges haben, damit sie den Ausgang so wenig als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Herkules bei seiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit

zu empfangen. In Ansehung der Sitten, wollte ich, daß sich der neuere Dichter den Euripides zum Muster vorstellte; doch mit Beibehaltung des Seneca'schen Lycus. Dieser ist bei den Griechen viel gröber und grausamer geschildert. Er sagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müsse, wenn er sicher herrschen wolle, und thut der Megara den Vorschlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Dahingegen sind in dem Griechischen der Herkules weit menschlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theseus weit freundschaftlicher gebildet. Das Abenteuerliche des erstern ist da ungemein versteckt, und aller seiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht so sehr in die Augen fällt. Die prächtige Beschreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als ein unnöthiger Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund, sie zu wagen, ob er gleich freilich besser gethan hätte, wenn er hier der vorsichtigen Anständigkeit seines Musters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern; und welcher Dichter läßt sich nicht gern von der Begierde, seine Stärke zu zeigen, dahin reißen? Was die Person des Theseus anbelangt, so würde man auch bei dieser besser der Einrichtung des lateinischen, als des griechischen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem Herkules auf die Bühne; dieser aber läßt ihn erst in dem fünften Aufzuge dazu kommen, wo er recht vom Him-

mel fällt. Wenn der neuere Dichter übrigens eine Vermehrung der Personen vorzunehmen für nöthig befände, so würde er, vielleicht nicht ohne Glück, eins von den Kindern des Herkules, welche seine beiden Vorgänger nur stumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter desselben aus Zärtlichkeit und Unschuld zusammensetzen, um unser Mitleiden desto schmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen seines geliebten Vaters sterben sehen. Doch würde es wohl unsere Bühne zulassen, in Ansehung der Ermordung selbst, das Kunststück des Römers anzubringen? In seinem ganzen Umfange möchte sie es wohl schwerlich zulassen; doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuschauer deßwegen diesen ganzen schrecklichen Anblick zu entziehen suchte. Wenigstens müßte den Herkules auf der Bühne die Raserei befallen; voller Bestürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtsam vor ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und sie außer dem Gesichte des Zuschauers tödten. Dieses würde das Mittel zwischen dem, was der römische und was der griechische Dichter geschehen lassen, seyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigsten und lebhaftesten Beschreibung anfangen; er könnte sich mit dem Theseus berathschlagen, wie sie sich gegen den schlafenden Herkules verhalten sollten, und während der Berathschlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer spielen

läßt, ausführen. — — Doch, wird man nunmehr fragen, ist denn überhaupt ein Held, den eine hassende Gottheit, in einer plötzlichen Raserei, Grausamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauspiel? Ist es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben so abscheuliche und die Menschen zur Verzweiflung bringende Grundsätze, als der Ödip? Dieser ist zu den schrecklichsten Verbrechen bestimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu seyn, und wird mitten unter diesen Bestrebungen, durch die Eifersucht einer obern Macht, der Elendeste. Soll dies das Schicksal derer seyn, die auf dem sauern Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine schöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laster überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen! — — Diesen Einwurf wegzuschaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des rasenden Herkules

untersuchen; sowohl die, welche jetzt darin liegt, als die, welche darin gelegt werden kann. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerspiels eine gute Lehre fließen müsse, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein so viel wird doch wenigstens nothwendig seyn, daß man auch keine böse Lehre daraus folgern könne. Und

diese — — ich mag es so ungern gestehen, als ich will — — liegt allerdings in dem rasenden Herkules. Es liegt, sage ich, eine böse Lehre darin, oder eine abgeschmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit so wenig versöhnen, daß sie vielmehr dieselbe noch heftiger aufbringen; oder die Lehre, daß man sich hüten müsse, von dem Jupiter aus verstohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grausamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bei dem Euripides zwar, dessen Fabel gleichwohl von dem Wesentlichen der lateinischen Fabel um nichts unterschieden ist, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bei dem Griechen Herkules, der durch die Freundschaft des Theseus gerührt worden, das ganze Stück mit den Worten schließt: „Unglücklich ist der, welcher Güter oder Ehre einem wahren Freunde vorzieht;" so setzt der Jesuit hinzu: „Dieser Gedanke ist, wie mich dünkt, die Moral dieses Trauerspiels, weil alles darin auf die Entwickelung des Theseus abzuzielen scheint." — — Doch es ist offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenspruch für die Hauptlehre genommen hat. Wenn seine Meinung wahr wäre, so hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger passende Fabel, als durch diese, erläutern können. Die ganzen vier ersten Aufzüge würden in dieser Absicht umsonst geschrieben seyn.

Alles, was man also zur Entschuldigung dieser beiden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine sogenannte kritische Dichtkunst zu machen lehrt. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bei jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überließen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darin ausnehmen würden. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bei der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig seyn, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sey, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter eben diese Entschuldigung haben? und ist seine Freiheit eben so eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern, was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bei ihm nicht eben so lehrreich ist, als die besonderen Theile. — — Nun kommt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem rasenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserei müßte eine natürliche Folge aus dem-

selben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht; denn was ist näher verbunden, als Tapferkeit und Übermuth, als Übermuth und Wahnwitz. Man schildere also den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch größere sich vorsetzen. Allein sein allzugroßes Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung der Götter. Man lasse ihn nach und nach sich in seine eigenen Anschläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobsprüche das ohnedies geringe Gefühl seiner Menschheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle diese Staffeln glücklich hinan zu gehen weiß, so bin ich gewiß, der Zuschauer wird endlich geneigt seyn, die völlige Raserei des Herkules als einen ganz natürlichen Erfolg anzusehen. Ich habe schon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine sehr feine Vorbereitung ist: und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, so wird sich eins aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche schreckliche Lection würde dieses für unsere wilden Helden, für unsere aufgeblasenen Sieger seyn!

Ehe ich dieses Trauerspiel ganz verlasse, will ich vorher noch einen Versuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateinischen

Dichters, dessen ich auf der 37sten Seite gedacht habe, wagen. Er geht von der 1295sten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Personen darin folgender Gestalt.

Am. Redde arma. *Her.* Vox est digna genitore Herculis.
Am. Hoc en peremptus spiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emisit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miserum metu
Cor palpitat, corpusque sollicitum ferit.
Am. Aptata arundo est; ecce jam facies scelus
Volens, sciensque. Pande quid fieri jübes?
Her. Nihil rogamus, noster in tuto est dolor.
Am. Natum potes servare tu solus mihi,
Eripere nec tu: maximum evasi metum.
Miserum haud potes me facere, felicem potes.
Sic statue quidquid statuis, ut causam tuam
Famamque in arcto stare et ancipiti scias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Fessamque sentio, nec minus quassam malis

In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impresso induam.
Hic, hic jacebit Herculis sani scelus.
Her. Jam parce, genitor etc.

Herkules will kurz vor dieser Stelle, wie man gesehen hat, durchaus sterben. Er verlangt seine Waffen mit Ungestüm zurück. Die gemeinsten Ausgaben lassen daher ihn selbst redde arma sagen, und legen das folgende Vox est etc. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man diesen letzteren Worten weder eine abgeschmackte, noch eine zu weit hergeholte Erklärung geben will, so muß sie kein anderer als Herkules sagen, zu Bezeigung nämlich seiner Zufriedenheit über das redde arma seines Vaters. Gronov hat dieses durch Hülfe seiner Handschriften sehr wohl eingesehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nämlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules seine Waffen wiedergebe, und dieser Irrthum hat gemacht, daß er alles andere unrecht, obgleich scharfsinnig genug, erklärt hat. Ich schmeichle mir, den rechten Punkt getroffen zu haben. Da nämlich Amphitryo sieht, daß Herkules unbeweglich ist, so sagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieses zu einem Diener sagen könne, beweise ich aus einer vorher-

gehenden Stelle, in welcher er dem schlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig versteht, wird nunmehr gleich einsehen, daß die Zweideutigkeit des *redde arma* ein vortreffliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben, und sagt daher sich und dem Amphitryo die Schmeichelei: vox est digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verstanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denselben weg, und setzt ihn mit den Worten an seine eigene Brust: Hoc en peremptus spiculo etc. „Dieser Pfeil war es, durch den dein Sohn fiel; dieser war es, den Juno selbst durch deine Hände abschoß: dieser soll es seyn, den ich nun gegen mich selbst brauchen will.“ Die folgenden Worte ecce jam miserum bis sollicitum ferit, kann weder Herkules noch Amphitryo sagen. Sie müssen dem Theseus zugehören, und ich nehme sie so an, daß sie den erbärmlichen Anblick des sich zu erstechen drohenden Alten schildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen sollen. Doch weil dieser schweigt, so fährt der Vater fort: aptata arundo est etc. „Der Pfeil ist angesetzt. Siehe, dieses Verbrechen wirst du mit Wissen und Willen begehen. Sprich; was soll ich thun?“ „Ich

schreibe dir nichts vor," antwortete ihm Herkules. „Mein Schmerz ist gesichert." Alles das Übrige lasse ich nunmehr den Amphitryo sagen. Das eripere nec tu ist eine Verbesserung, welche Gronov aus seiner Handschrift vorgebracht hat, und die ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo fest entschlossen ist, sich zu durchstechen, wenn Herkules bei dem Vorsatze zu sterben, bleiben sollte, da er sich auf keine Weise von ihm will trennen lassen, so kann man leicht einsehen, was er mit folgenden Worten sagen will: „Den Sohn mir erhalten, das kannst du allein; aber mir ihn rauben, kannst du nicht. Der größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannst du mich nicht machen: glücklich machen kannst du mich ꝛc." d. i. Da ich einmal beschlossen habe, dir zu folgen, so kannst du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannst mich glücklich machen, wenn du leben bleibst; aber nicht elend, wenn du stirbst, weil du ohne mich nicht sterben sollst. — Die folgenden Zeilen passen in dem Munde des Amphitryo eben so wohl. Sollte aber seine Rede ein wenig zu lang scheinen, so könnte man sie durchschneiden, und die Worte: Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theseus sagen lassen. Auf diese nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non feram ulterius moram etc. bis e...lich Herkules jam parce genitor, sagt. Das jam, welches in eben dieser Zeile nochmals wiederholt wird, zeigt genug-

sam wider Gronov, daß Amphitryo sich nicht erst in den gleich vorhergehenden zwei Zeilen zu erstechen gedroht, sondern daß er es gleich vom Anfange dieser Stelle gethan, und daß man also ihn und nicht den Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo est müsse sagen lassen. Leser von Geschmack werden mir gewiß recht geben, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Personen mit der seinigen zu vergleichen. Andere Kunstrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — Ich komme zu dem zweiten Trauerspiele.

2.

Thyest.

Inhalt.

Atreus und Thyest, die Söhne des Pelops, regierten beide zu Argos, ein Jahr um das andere. Thyest verliebte sich in die Gemahlin seines Bruders, in die Ärope, und entwendete durch deren Hülfe den goldenen Widder, mit dessen Besitz das Schicksal des Reiches verknüpft war. Er floh davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieser dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derselben, und hielt endlich eine verstellte Versöhnung für das sicherste Mittel. Seine

eigenen Kinder mußten den Thyest bereden, daß er sicher zurückkommen könne, weil sein Bruder alle Feindschaft bei Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig ist, wenn sie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein, wie unmenschlich waren die Folgen. Atreus ermordet die Kinder seines Bruders am Altare, und machte seinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, sich zu entsetzen. — — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück selbst, nicht zu wissen.

Auszug.

Die Bühnen eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyest. Man kennt seine Verbrechen und seine Strafe in der Hölle. Jetzt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erstaunt, und glaubt, daß man eine Veränderung der Qualen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er seine Familie mit Wuth und Haß anstecken und zu den grausamsten Verbrechen geneigt machen solle. „In diesen werde um den Vorzug gekämpft, und wechselsweise zücke man den Dolch. Der Zorn kenne weder Maß noch Scham, und blinde Raserei reize die Gemüther. Die Wuth der Ältern dauere fort, und anhaltende Bosheit pflanze sich von einem Enkel auf

den andern. Ohne jemanden Zeit zu gönnen, sein Verbrechen zu hassen, fehle es nie an einem neuen, und nie sey eins allein in einem allein. Es wachse, indem es gestraft wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle das Scepter, und ein zweifelhaftes Glück scheine sich ihrer im Elende anzunehmen. Es wanke betrügerisch zwischen ihnen, und mache jetzt aus dem Mächtigen den Unglücklichen, und jetzt aus dem Unglücklichen den Mächtigen. Ein beständiger Wechsel treibe ihr Reich umher. Abscheulicher Laster wegen mögen sie vertrieben werden, und in eben so abscheuliche Laster mögen sie wieder fallen, wenn sie Gott in ihr Vaterland zurück bringt. Allen müssen sie so verhaßt seyn, als sich selbst. Nichts halte sich ihr Zorn für unerlaubt. Den Bruder fürchte der Bruder, den Sohn der Vater, und den Vater der Sohn. Böse sollen die Kinder umkommen, und noch böser erzeugt werden. Die feindselige Gattin lauere auf ihren Mann. Man führe den Krieg über das Meer; vergossenes Blut überschwemme die Länder, und die siegende Wollust triumphire über mächtige Führer der Völker. Unzucht sey in dem gottlosen Hause das Geringste, ꝛc." Alle diese Verwünschungen, und noch mehrere, sind prophetisch, und beziehen sich weit auf das Zukünftige hinaus: auf das, zum Exempel, was sich mit der Klytemnästra, mit dem Orest, mit dem Agamemnon und Menelaus und anderen Verwandten des Pelopeischen Hauses zutragen

sollte. Endlich kommt Megära auf die näheren Greuel mit mehr Deutlichkeit, und verkündigt dem Tantalus das grausame Mahl, vor welchem sich die Sonne zurückziehen werde. „An diesem sollst du deinen Hunger stillen. Vor deinen Augen soll der mit Blut gemischte Wein getrunken werden. Endlich habe ich die Speisen gefunden, die du selbst fliehen wirst.“ — Auf diese schrecklichen Worte will der Schatten davon eilen, und alle seine höllischen Strafen scheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordlust vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umsonst wendet er ein, es sey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er anderen zur Strafe diene. Umsonst beklagt er sich, daß er gleichsam als ein giftiger Dampf aus der geborstenen Erde geschickt werde, welcher Pest und Seuchen unter die Völker bringen müsse. Umsonst will er es wagen, nochmals schwatzhaft zu seyn, und seine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie droht, und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl seiner Qualen so heftig, daß er ihr in den Pallast folgen muß, wo er überall Raserei und Blutdurst verbreitet. — Man muß sich einbilden, daß dieses sogleich geschieht, sobald er über die Schwelle getreten. Der Pallast empfindet es, daß er von einem unseligen Geiste berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug sey, und befiehlt ihm, in

die unterirdischen Höhlen zu seinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur sich über seine Gegenwart entsetze. Sie beschreibt dieses Entsetzen in einem Dutzend schönen Versen, die sie hier hätte ersparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt seines Gesanges ist eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hause abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen bösen Großvater ein schlimmerer Enkel folge. Er sagt, es sey bereits genug gesündigt worden; und führt, dieses zu beweisen, die Geschichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgesetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein sehr künstliches Gemälde, welches aber den Leser kalt läßt, und beschließt es so abgebrochen, daß einige Kunstrichter zu glauben bewogen worden, es müsse das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweiter Aufzug.

Auch dieser Aufzug besteht nur aus einer einzigen Scene zwischen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus ist gleich Anfangs gegen sich selbst unwillig, daß er noch bis jetzt, wegen der schimpflichen Beleidigungen seines Bruders, ungerochen sey. Er tadelt sich, daß er nicht schon längst alles in Blut und Flammen gesetzt. Wie gern hätte er sich wollen unter dem einstürzenden Pallaste begraben lassen, wenn er nur zugleich auch den Bruder

zerschmettert hätte. „Auf! Atreus, beginne etwas, was keine Nachwelt billige, aber auch keine verschweige. Auf! erkühne dich einer blutigen, gräßlichen Schandthat; einer Schandthat, auf die mein Bruder neidisch werde, die er selbst begangen zu haben wünschen möchte. Du kannst seine Verbrechen nicht rächen, ohne sie zu übertreffen. Doch durch welche Abscheulichkeit werde ich ihm überlegen seyn können? Auch in seinem Elende ruhet er nicht. Das Unglück macht ihn eben so hartnäckig, als übermüthig ihn das Glück macht. Ich kenne seinen ungelehrigen Geist. Biegen läßt er sich nicht, aber brechen läßt er sich. Ehe er sich also wieder erholt, ehe er neue Kräfte sammelt, muß ich ihn angreifen; denn bleibe ich ruhig, so greift er mich an. Ich komme durch ihn um, oder er muß durch mich umkommen. Das Verbrechen ist mitten zwischen uns, gleich einem Preise, aufgestellt, welcher dem gehört, der es zuerst unternimmt."

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volkes nicht schrecken?

Atreus. Das ist eben das beste an einem Reiche, daß das Volk die Thaten seines Beherrschers eben sowohl dulden, als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer

wahren Liebe strebt, will sich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben lassen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theil werden; aber ein falsches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müssen wohl wollen, was sie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht ist, will, so wird sein Wille gern Aller Wille seyn.

Atreus. Derjenige König ist nur halb König, welcher nur das, was recht ist, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit, noch Treue und Glaube ist, da ruhet das Reich auf schwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treue und Glaube sind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem bösen Bruder zu schaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles ist gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig ist. Denn welcher Verbrechen hat er sich enthalten? Von welcher Schandthat ist er abgestanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch List das Reich entrissen. — Mit diesem letztern zielt Atreus auf die schon erwähnte Raubung des goldenen Widders, mit dessen Besitze das Reich verbunden war. Es gehen verschiedene Zeilen auf die Beschreibung desselben, bis er endlich wieder schließt: „Meine Gemahlin

ist verführt; die Sicherheit des Reiches ist untergraben; das Haus ist beschimpft; das Blut ist ungewiß geworden. Und nichts ist gewiß, als daß mein Bruder mein Feind ist." — „Du zitterst?" — fährt er zu dem Vertrauten fort. — „Sieh auf den Tantalus und Pelops. Dieser ihren Beispielen zu folgen, werden meine Hände aufgeboten. Sprich, wie soll ich das verhaßte Haupt verderben?"

Der Vertraute. Ein tödtlicher Stahl vergieße sein feindseliges Blut.

Atreus. Du redest von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe selbst hören. Ein sanftmüthiger Tyrann mag umbringen lassen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So ist alle Frömmigkeit bei dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unserm Hause gewesen bist. Das wüthende Heer der Furien, die zwistliebende Erynnis, und sie, die in beiden Händen schreckliche Fakkeln schüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürste nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — Der Vertraute fragt ihn, worin diese Verbrechen bestehen sollen, und ob er sich des Schwertes oder des Feuers zu seiner Rache bedienen werde. Doch beides ist ihm zu geringe: Thyest selbst soll das Werkzeug seiner Rache

seyn. Er entdeckt hierauf sein unmenschliches Vorhaben, und ermuntert sich von Zeit zu Zeit selbst, den Muth darüber nicht sinken zu lassen, sondern es, so gräßlich es auch sey, unerschrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es sehr schwer halten werde, seinen Bruder in das Netz zu locken, antwortet er, daß er ihn schon durch das anzukörnen wissen werde, was ihm wichtig genug scheine, sich der äußersten Gefahr deßwegen auszusetzen; nämlich durch die Hoffnung, zu regieren. „Voll von dieser Hoffnung, wird er dem Blitze des drohenden Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. Voll von dieser Hoffnung, wird er, was er für das größte Übel hält, selbst den Bruder zu sehen, nicht anstehen." — — Und diese Hoffnung will er ihm durch seine eigenen Söhne machen lassen, durch den Agamemnon und Menelaus nämlich, die er mit der Ärope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andere Mittelspersonen dazu zu erwählen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er sie jetzt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus ist von der Ruchlosigkeit seines Blutes schon so überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn sie auch niemand die Wege des Betrugs und der Verbrechen lehrt, so wird sie doch das Reich dieselben lehren. Du fürchtest, sie möchten böse werden? Sie wurden böse geboren." — Der Vertraute macht ihm noch eine Ein-

wendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er sich auch wohl auf die Verschwiegenheit so junger Leute verlassen dürfe? „Oder,“ spricht er, „willst du sie etwa selbst hintergehen, und ihnen deine wahre Absicht nicht entdecken?“ „Ja,“ antwortet Atreus; „sie sollen keinen Antheil an meinem Verbrechen haben. Und was ist es auch nöthig, daß ich sie zu Mitschuldigen machen will?“ — — Doch den Augenblick besinnt er sich, daß dieses für ihn zu gut gedacht sey. Er schilt sich selbst feig, und vermuthet, daß, wenn er seiner Kinder hierin schonen wolle, er auch seines Bruders schonen werde. Agamemnon und Menelaus sollen es wissen, wozu er sie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob sie auch wirklich seine Kinder sind. „Wenn sie ihn nicht verfolgen, wenn sie ihn nicht hassen wollen, wenn sie ihn Vetter nennen: so ist er ihr Vater.“ — Er will eben fortgehen, als er sich gleichwohl noch plötzlich anders besinnt. „Ein schüchternes Gesicht,“ sagt er, „pflegt manches zu entdecken, und große Anschläge verrathen sich wider Willen. Nein; sie sollen es nicht wissen, zu welcher That sie die Werkzeuge werden. Und du — (zum Vertrauten) halte unser Vorhaben geheim!“ — — Dieser versichert, daß er sowohl aus Furcht, als aus Treue verschwiegen seyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu diesem Aufzuge gehört, nimmt von der Herrschsucht der zwei Brüder Ge-

legenheit, eine Menge Sittensprüche über den falschen Ehrgeiz anzubringen, und mehr spitzig als gründlich zu bestimmen, worin das wahre Königreich bestehe. „Ihr wißt es nicht, die ihr nach Schlössern geizet! Nicht der Reichthum, nicht der Glanz des Tyrischen Purpurs, nicht das strahlende Diadem macht den König. Nur der ist König, welcher alle Furcht abgelegt, und alles Böse aus der wilden Brust vertrieben hat. Nur der, welchen nicht der ohnmächtige Ehrgeiz, welchen nicht die immer wankende Gunst des Pöbels bewegt. — Nur der, welcher von seiner sichern Höhe alles weit unter sich sieht. Nur der, welcher seinem Schicksale willig entgegen eilt, und ohne zu klagen stirbt. — Es ersteige, wer da will, die schlüpfrige Spitze des Hofes; mich soll die süße Ruhe sättigen, und verborgen will ich in sanfter Stille dahin leben. Allen Quiriten unbekannt, sollen meine Jahre sachte vorüber fließen. Und wenn meine Tage ohne Geräusch verschwunden sind, will ich Lebenssatt und ohne Titel erblassen. Auf den wartet ein harter Tod, der, wenn er sterben muß, allen viel zu bekannt ist, sich selbst aber nicht kennt."

Dritter Aufzug.

Diesen eröffnet Thyest mit seinen Söhnen, und unter diesen führt Plisthenes das Wort. Sie langen, auf die betrügerische Einladung des Atreus, an. Thyest erfreut sich Anfangs, daß er endlich

seine Vaterstadt, und die Götter seiner Väter, wenn anders, setzt er hinzu, Götter sind, wieder sieht. „Bald,“ spricht er, „wird mir nun das Volk aus Argos fröhlich entgegenkommen. Doch auch Atreus wird mit kommen. O, fliehe Thyest, und suche die dunkelen Wälder wieder, wo du unter dem Wilde ein ihm ähnliches Leben führtest. Laß dich nicht den falschen Glanz des Reiches blenden. Wenn du auf das siehest, was dir angeboten wird, so siehe auch auf den, der dir es anbietet. Unter den härtesten Beschwerlichkeiten bin ich bisher muthig und fröhlich gewesen. Doch nun falle ich in marternde Furcht zurück; der Geist ist in banger Erwartung, und möchte den Körper nur allzugern zurück bewegen. Jeder Schritt stockt, den ich thun will.“ — — Plisthenes erstaunt über die Unentschlossenheit seines Vaters; doch Thyest fährt fort: „Warum stehe ich noch an? Warum quäle ich mich noch über einen so leichten Entschluß? Da ich niemanden trauen darf, soll ich meinem Bruder, soll ich der Hoffnung zu regieren trauen? Was fürchte ich schon überwundene, von mir schon gebändigte Übel? Warum fliehe ich Trübsale, in die ich mich bereits geschickt? Ich will, ich will elend seyn. Zurück also, Thyest, zurück, und rette dich, da es dir noch vergönnt ist.“

Plisthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willst du

dich selbst so großen angebotenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat seinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, sammelt die Glieder des zerrütteten Hauses, und setzt dich wieder in den Besitz deiner selbst.

Thyest. Du willst die Ursache der Furcht wissen, die ich selbst nicht weiß. Ich sehe nichts, wovor ich mich fürchten sollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen; aber die Kniee sinken unter mir zusammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

Plisth. O schlage alles nieder, was dein Gemüth so unentschlüssig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannst regieren, Vater — —

Thyest. Unter beständiger Furcht des Todes.

Plisth. Du sollst die höchste Gewalt erlangen. — —

Thyest. Die höchste Gewalt ist die, nichts zu begehren.

Plisth. Du kannst nun deinen Kindern ein Reich lassen.

Thyest. Kein Reich fasset zwei Regenten.

Plisth. Wer will wohl elend seyn, wenn er glücklich seyn kann?

Thyest. Glaube mir; das Große gefällt nur durch die falschen Namen, die wir ihm beilegen.

Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schicksal. So lange ich auf der Spitze der Ehren stand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich selbst vor meinem eigenen Schwerte an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück ist es, niemanden im Wege zu stehen, und auf dem Boden hingestreckt, sichere Speisen zu genießen! Kein Verbrechen schleicht sich in schlechte Hütten, wo man sich an einem geringen Tische sorglos sättigen kann. Das Gift wird aus Gold getrunken; und ich weiß aus der Erfahrung, wie weit das schlechte Glück dem guten vorzuziehen ist. — — Hier verirrt sich Thyest in eine poetische Beschreibung der ausschweifenden Pracht und Üppigkeit der Großen. Sie ist schön, und paßt sehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deßwegen verliert sie in dem Munde des Thyest sehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich schließt er mit den Worten: „Es ist ein Reich über alle Reiche, das Reich entbehren zu können."

Plisth. Man muß das Reich nicht ausschlagen, wenn es Gott giebt.

Thyest. Noch weniger muß man darnach trachten.

Plisth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyest. Er bittet, und das ist schrecklich. Hier muß eine List verborgen liegen.

Plisth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl

das Herz, woraus sie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anstatt der verlorenen, sammeln.

Thyest. Wie? Atreus sollte seinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Wasser, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Frieden schließen.

Plisth. Vor welchem Betruge fürchtest du dich denn aber?

Thyest. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen setzen, da seine Macht so groß ist, als sein Haß?

Plisth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyest. Für mich fürchte ich auch nichts; sondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Plisth. Aber du bist schon gefangen, und fürchtest dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth ist es zu spät, sich davor zu hüten.

Thyest. So kommt denn. Nur dieses Einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: ich folge euch; nicht ihr mir.

Plisth. Gott wird unsere gute Absicht gnädig ansehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus dazu, und macht durch seine Erscheinung die zweite Scene dieses Aufzuges. In den ersten Zeilen, welche er in der Ent-

fernung vor sich sagt, freut er sich, daß er seinen Bruder nunmehr im Netze habe, und zwar ganz, mit allen seinen drei Söhnen. Der zweite dieser Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kommt in dem Stücke nicht vor. „Kaum," sagt Atreus, „daß ich mich mäßigen, und die ausbrechende Wuth zurückhalten kann. So wie ein Spürhund, der an dem langen Leitbande das Wild ausspürt, und mit gebückter Schnauze die Wege beschnaubert. So lange er noch durch den schwachen Geruch sich weit von dem Eber merkt, ist er folgsam, und durchirrt schweigend die Spur. Doch kaum fühlt er sich der Beute näher, so stemmt er sich, kämpft mit dem unbändigen Nacken, und ruft winselnd seinen säumenden Führer, bis er sich ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, wer kann ihn verbergen? und doch muß ich ihn verbergen." — In dem Munde des Dichters würde dieses Gleichniß sehr schön seyn; aber in dem Munde der Person selbst, welche diese schwer zu zähmende Wuth fühlt, ist es ohne Zweifel zu gesucht und zu unnatürlich. Je näher Atreus seinem Bruder kommt, desto mehr verändert er seine Rede. Jetzt, da er ungefähr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn schon, und erstaunt über seinen armseligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten," fährt er fort. „Und wo ist er denn, mein Bruder?" — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, sehnlichst ge-

wünschter Bruder! Aller Zorn sey nunmehr zwischen uns vorbei. An diesem Tage feiere man den Sieg des Blutes und der Liebe. Weg mit allem Hasse aus unseren Gemüthern!"

Thyest. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jetzt nicht so erzeigtest! Ja, Bruder, ich gestehe es, ich gestehe es, ich habe alles verbrochen, dessen du mich schuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur schlimmsten Sache. Der muß ganz schuldig seyn, den ein so guter Bruder hat für schuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füßen! Laß diese Hände, die noch Keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfassen. Laß uns allen Zorn bei Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange diese Unschuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß diese erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unsers Alters, edle Jünglinge, laßt euch an meine Brust drücken. Lege das schmutzige Kleid ab; verschone meine Augen mit einem solchen Anblicke; laß dir einen Schmuck reichen, der dem meinen gleich ist, und tritt freudig in den Besitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des größern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väterlichen Würde wieder herge-

stellt zu haben. Ein Reich besitzen, ist Zufall; ein Reich schenken, ist Tugend.

Thyest. Möchten dir doch, Bruder, diese deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armseligkeit schlägt es aus, die königliche Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand scheuet sich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

Atreus. Unser Reich leidet zwei Regenten.

Thyest. Was du hast, soll mir so gut seyn, als ob ich es selbst hätte.

Atreus. Wer wollte die freiwillig zufließenden Güter des Glücks verschmähen?

Thyest. Der, welcher es erfahren hat, wie schnell sie wieder dahin sind.

Atreus. So willst du deinen Bruder die unschätzbarste Ehre nicht erlangen lassen?

Thyest. Deine Ehre hat bereits die erhabenste Staffel erreicht, und nun ist es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es fest beschlossen, das Reich auszuschlagen.

Atreus. Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmst, so will ich meinen verlassen.

Thyest. Wohl, ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrschaft führen; dir aber allein sollen Gesetze und Waffen mit mir dienen.

Atreus. So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die versprochenen Opfer bringen.

Hiermit gehen beide Theile ab, und der zu diesem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken derselben hätte zutrauen sollen. Er vergleicht diese nach langen Verfolgungen wieder hergestellte Freundschaft einer angenehmen Meeresstille, welche auf einen schrecklichen Sturm folgt. Er macht dabei Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers zerstreuen. Vielleicht zwar, daß sie diesen Fehler nicht geäußert haben, wenn die Alten anders die Kunst, etwas so zierlich herzusingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben so gut verstanden haben, als wir Neueren sie verstehen. — — Der Schluß dieses Chores sind abermals einige moralische Anwendungen über das veränderliche Glück, besonders der Großen. „O ihr, welchen der Herrscher über Erde und Meer, das große Recht des Lebens und des Todes anvertraut hat, entsagt den stolzen aufgeblasenen Geberden. Was der Geringere von euch fürchtet, eben das drohet euch ein größerer Herr. Jedes Reich steht unter einem noch mächtigern Reiche. Oft sah einen, den der anbrechende Tag im Glanze fand, der untergehende im Staube. Niemand traue dem ihn anlachenden Glücke; niemand verzweifle, wenn es ihm den Rücken zukehrt. Clotho mischt Gutes und Böses, und treibt unaufhörlich das Rad des Schicksals um. rc.“

Vierter Aufzug.

In dem Zwischenraume dieses und des vorhergehenden Aufzuges, muß man sich vorstellen, daß Atreus seine Grausamkeit begangen habe. Sie waren zu schrecklich, als daß sie der Dichter, der sich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidat:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;

dem Zuschauer hätte zeigen sollen. Er läßt sie also bloß erzählen, und giebt sich, diese Erzählung mit dem Ganzen auf eine kunstmäßige Art zu verbinden, so wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem Chore von dem, was er gesehen hat, Nachricht geben lassen. Der Chor wird also hier zu einer spielenden Person, welches in den alten Trauerspielen nichts Ungewöhnliches ist. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile desselben, zurückblieb, nachdem es die Umstände erforderten. Wir werden unten sehen, warum man annehmen müsse, daß er hier nur mit einem Theile zurückgeblieben sey. Seine Reden sind sehr kurz, und geben bloß dem Erzähler Gelegenheit, so umständlich, als es nöthig ist, zu seyn. Dieser nun tritt voller Schrecken und Entsetzen hervor, und wünscht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte gerissen und in eine finstere Wolke gehüllt zu

werden, damit er dem Anblicke eines so gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, dessen sich selbst Pelops und Tantalus schämen müssen.“

Der Chor. Was bringst du Neues?

Der Erzähler. Wo bin ich? Ist dieses das Land, in welchem Argos, Korinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Ister unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauhen Hyrcaniens? Oder unter den schweifenden Scythen? Was ist es für eine Gegend, die zur Mitschuldigen so abscheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzähler. Noch staunt meine ganze Seele, noch ist der vor Furcht starrende Körper seiner Glieder nicht mächtig. Noch schwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterst uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entsetzest, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es seyn; aber welcher? Rede doch! — —

Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der Erzähler sogleich zur Sache käme, und diese geschwind in wenigen kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er sich mit Beschreibung kleiner Umstände, die vielleicht ganz und gar unnöthig sind, beschäftigte. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beschreibt in mehr als vierzig

Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hain, hinter der mitternächtlichen Seite des Pelopeischen Pallastes, in welchem Atreus die blutigen Opfer geschlachtet hatte, ohne dieser mit einer Sylbe zu gedenken. Er sagt uns, aus was für Bäumen dieser Wald bestehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweiht, mit was für gelobten Geschenken und Denkmälern er ausgeziert und behängt sey. Er meldet, daß es darin umgehe, und malt fast jede Art von Erscheinungen, die den Tag sowohl, als die Nacht darin schrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbei muß gedacht haben; noch viel weniger begreife ich, wie sich die Zuschauer eine solche Verzögerung können gefallen lassen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas sehr Wichtiges zu erzählen ist, wird gar wohl erlaubt; sie reizt die Zuhörer, ihre Aufmerksamkeit auf das, was folgen soll, gefaßt zu halten. Allein sie muß diese Aufmerksamkeit nicht vorweg ermüden; sie muß das, was in einer Zeile eine sehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, so will ich das Gemälde des Hains an seinen Ort gestellt seyn lassen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun,“ läßt er den Erzähler fortfahren, „der rasende Atreus in Begleitung der Kinder seines Bruders in den Hain gekommen war, wurden die Altäre sogleich geschmückt. Aber nun, wo werde ich Worte

finden? — Die Hände werden den edlen Jünglingen auf den Rücken gebunden, und um ihre Stirn wird die traurige Opferbinde geschlagen. Da fehlt kein Weihrauch, kein geheiligter Wein; das Opfer wird mit Salzmehl bestreut, ehe es das Schlachtmesser berühren darf. Alle Ordnung wird beibehalten, damit ja eine solche Lasterthat nicht anders als auf die beste Weise geschehe."

Der Chor. Und wessen Hand führte das Eisen?

Der Erzähler. Er selbst ist Priester; er selbst hält das blutige Gebet, und läßt aus schrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er selbst steht am Altare, befühlt die dem Tode Geweiheten, legt sie zurecht, und ergreift den Stahl. Er selbst giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hain erzittert; der ganze Pallast schwankt auf dem durchschütterten Boden, und drohet, bald hier, bald dahin zu stürzen. Oben zur Linken schießt ein Stern durch den Himmel, und ein schwarzer Schweif bemerkt seine Bahn. Der in das Feuer gespritzte Wein wird Blut; dreimal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildsäulen weinen, und ein jeder wird von diesen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und sich selbst gleich, und hört nicht auf, die drohenden Götter zu schrecken. Länger will er nicht verweilen; er springt wieder zu dem Altare, und schielt mit grimmigen Blicken um sich. So irrt

ein hungriges Tiegerthier in den Gangetischen Wäldern zwischen zwei jungen Stieren. Es ist auf den einen Raub so begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerst zerreißen solle. Jetzt bleckt es den Rachen auf diesen; jetzt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält seinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchlose Atreus die Schlachtopfer seines verfluchten Zornes, und steht bei sich an, welches er zuerst, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel; aber doch steht er bei sich an, und freuet sich, über seine verruchte That zu künsteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerst?

Der Erzähler. Das erste Opfer — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermissen möge — wird dem Großvater geweihet. Tantalus ist dieses erste Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Gesichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzähler. Unbesorgt für sich selbst stand er da, und verschwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wüthrich stieß und drückte so lange nach, bis sich der Stahl in der Wunde verlor, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eisen zurückzog, stand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf diese oder auf jene Seite fallen sollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieser hierauf den Plisthenes zum Altare, und

schickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor sich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverständlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er diesen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knaben? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzähler. So wie ein Löwe in Armenischen Wäldern mit siegender Wuth unter den Rindern tobt, und mit blutigem Rachen, auch nach gestilltem Hunger, seinen Grimm nicht ablegt; sondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben so wüthet Atreus, und schwillt vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eisen, vergißt, was für ein schwaches Kind es zu durchstoßen habe, und holt weit von dem Körper aus.*) Der Stahl drang in die Brust ein, und

---

*) Die Worte heißen in dem Originale:

Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
Oblitus in quem rueret; infesta manu
Exegit ultra corpus — —

Alle Ausleger übergehen diese Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob sie von allen gehörig ist verstanden worden. Das exigere corpus ist mir ungemein verdächtig. Ich weiß wohl, was bei dem Virgil exigere ensem per corpus heißt; allein ob schlechtweg exigere corpus eben dieses heißen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bei irgend

fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löschte mit seinem Blute das Feuer auf dem Altare, und starb an der zwiefachen Wunde.

Der Chor. Abscheuliche Lasterthat.

Der Erzähler. Ihr entsetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte, so wäre er noch fromm.

Der Chor. Was kann noch Verruchteres in der Natur gefunden werden?

Der Erzähler. Ihr glaubt, es sey das Ende seines Verbrechens? Es ist nur eine Staffel desselben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreißen vorgeworfen, und ihnen den Holzstoß versagt.

Der Erzähler. Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine sehr gräßliche Beschreibung, die aber so ekel ist, daß ich meine Leser damit verschonen will. Man sieht darin, wie Atreus die todten Körper in Stücke zerhackt, wie

einem Schriftsteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anstatt infesta manu zu lesen infestam manum; so daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präposition wird, die zu corpus gehört. Was aber manum exigere heiße, und daß es gar wohl ausholen heißen könne, wird man leicht einsehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere versuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

er einen Theil derselben an die Spieße gesteckt, und den andern in Kessel geworfen, um jene zu braten und diese zu kochen; wie das Feuer diesen grausamen Dienst verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe gestiegen. Der Erzähler fügt endlich hinzu, daß Thyest in der Trunkenheit wirklich von diesen abscheulichen Gerichten gegessen; daß ihm oft die Bissen in dem Schlunde stecken geblieben; daß sich die Sonne, obgleich zu spät, darüber zurückgezogen; daß Thyest sein Unglück zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber schwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzähler nicht zu sagen. Er geht also wieder fort, und die vorhin abgegangene Hälfte des Chors tritt herein, ihren Gesang anzustimmen. Er enthält lauter Bewunderung und Entsetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wissen gar nicht, welcher Ursache sie dasselbe zuschreiben sollen, und vermuthen nichts Geringeres, als daß die Riesen einen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe sey. Hieraus also, daß sie nicht wissen, daß die Sonne aus Abscheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, ist es klar, daß sie bei der vorhergehenden Unterredung nicht können gewesen seyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Person dabei ist, so muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es ist er=

staunlich, daß die Kunstrichter solcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, wenn sie hier ein Wörtchen und da einen Umstand, mit Auskramung aller ihrer Gelehrsamkeit, erklären. — — Vielleicht könnte man auch sagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzähler gesprochen, und daß außer ihm der ganze Chor abgegangen sey. Vielleicht könnte man sich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzähler selbst ihn als eine einzelne Person betrachtet, und in der einfachen Zahl mit ihm spricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744sten Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieses exhorruistis wäre sehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedies der Gleichförmigkeit wegen höchst nöthig ist. — Von dem Chore selbst will ich nicht viel sagen, weil er fast aus nichts, als aus poetischen Blümchen besteht, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbietet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreis durch, und bedauert gleichsam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabstürzen und in das alte Chaos zurückfallen würde. Zum Schlusse kommt er wieder auf einige moralische Sprüche. „So sind wir denn, nach einer unzähligen Menge von Sterblichen, die, welche man für würdig er-

kannt hat, von den Trümmern der Welt zerschmettert zu werden? So sind wir es, die auf die letzten Zeiten verspart wurden? Ach, wie hart ist unser Schicksal; es sey nun, daß wir die Sonne verloren, oder sie vertrieben haben! Doch, weg ihr Klagen! weg Furcht! Der ist auf das Leben zu begierig, der nicht einmal sterben will, wenn die Welt mit ihm untergeht."

Fünfter Aufzug.

Die grausame Mahlzeit ist vorbei. Atreus kann seine ruchlose Freude länger nicht mäßigen, sondern kommt heraus, sich seinen abscheulichen Frohlockungen zu überlassen. Diese sind der vornehmste Inhalt des ersten Auftritts in diesem Aufzuge. Aber doch ist er noch nicht zufrieden; er will den Thyest, zum Schlusse der Mahlzeit, auch noch das Blut seiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher seinen Dienern, die Thore des Pallasts zu eröffnen, und man sieht in der Entfernung den Thyest am Tische liegen. Atreus hatte bei Zermetzelung der Kinder ihre Köpfe zurückgelegt, um sie dem Vater, bei Eröffnung seines Unglücks, zu zeigen. Er freut sich schon im voraus über die Entfärbung des Gesichts, mit welcher sie Thyest erblicken werde. „Das," spricht er, „muß ich mit ansehen. Ich muß es mit anhören, welche Worte sein Schmerz zuerst ausstoßen wird. Ich muß dabei seyn, wenn er starr und vor Entsetzen wie ent-

seelt dastehen wird. Das ist die Frucht meiner That! Ich mag ihn nicht sowohl elend seyn, als elend werden sehn." — Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyest schon fast trunken ist, und hofft daher, daß ihm seine List mit dem Blute, welches er unter alten Wein von einer starken Farbe mischen wolle, desto eher gelingen werde. — — „Ein solches Mahl muß mit einem solchen Trunke beschlossen werden. Er, der lieber mein Blut getrunken hätte, soll das Blut der Seinen trinken. Hört, schon stimmt er festliche Gesänge an, und ist seines Verstandes kaum mehr mächtig."

Hier nun kommt Thyest langsam hervor, und sein Gesang ist eine Ermunterung seiner selbst, alle traurigen Vorstellungen fahren zu lassen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude auf, und verjage den alten Thyest aus deinem Gemüthe! Aber so sind die Elenden! Sie trauen dem Glücke nie, wenn es sie gleich wieder anlacht, und freuen sich mit Widerwillen. Welcher ohne Ursach erregte Schmerz verbeut mir, diesen festlichen Tag zu feiern, und befiehlt mir, zu weinen? Was ist es, das mir mein Haupt mit frischen Blumen zu kränzen, nicht erlauben will? Es will es nicht; es will es nicht! — Unerwartete Thränen rollen die Wangen herab, und mitten unter meine Worte mischen sich Seufzer. — — Ach, der sein Unglück ahndende Geist verkündiget mit diesen Zeichen ein nahes Leiden! — — Doch mit was für traurigen

Erwartungen quälst du dich, Unsinniger? Überlaß dich deinem Bruder voll leichtgläubiger Liebe! Es sey nun was es sey, so fürchtest du dich entweder ohne Grund, oder zu spät. Gern wollte ich Unglücklicher mich nicht fürchten; aber mein Innerstes bebt vor Schrecken. Schnell strömt aus den Augen eine Fluth von Zähren, und strömt ohne Ursache. Ist es Schmerz, oder ist es Furcht? Oder hat auch eine heftige Freude ihre Thränen?"

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns, Bruder, unsere Freude verbinden, diesen glücklichen Tag würdig zu begehen. Heute wird mein Thron befestigt; heute wird ein Friede gestiftet, wie er unserer brüderlichen Treue geziemt."

Thyest. Die reiche Tafel hat mich genug gesättigt; ich glühe vom Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehrt werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß sie so gut verwahrt sind, als ob du sie in deinen Armen hieltest. Sie sind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern soll dir nichts verloren gehen. Ich will dich ihre Gesichter, die du so sehnlich verlangst, sehen lassen. Deine Begierde soll gesättigt werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tische; aber man soll sie gleich herholen. Nimm nur unterdessen diesen unsern Geschlechtsbecher, mit Bacchus Gaben erfüllt, aus meiner Hand. — Thyest ver=

muthet bei diesen zweideutigen Reden noch nichts Arges. Er greift mit Danksagung nach dem Becher, ihn vor dem Angesichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und ist eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen, als seine fürchterlichen Ahndungen zunehmen. „Was ist das? die Hand will nicht gehorchen? die Schwere des Bechers wächst und zieht die Rechte mit nieder? Ich bringe ihn dem Munde näher, und vergieße zitternd den Wein, ohne die betrogenen Lippen zu netzen. Sieh! selbst der Tisch springt von dem erschütterten Boden in die Höhe! Kaum erleuchtet das Feuer! Die schwere öde Luft erstarrt schrecklich zwischen Tag und Nacht! Das krachende Gewölbe des Himmels droht zu stürzen! Schwarze Schatten verdicken die Finsterniß, und die Nacht verbirgt sich in die Nacht! Alles Gestirne flieht! Es drohe, was uns auch drohe; nur daß es meinen Bruder, nur daß es meine Kinder verschone! Auf mein unwürdiges Haupt allein breche das Wetter los! Ach, jetzt, jetzt gieb mir meine Kinder wieder!"

Atreus. Ich will sie dir geben, und kein Tag soll sie dir jemals wieder rauben. — Hier muß man sich vorstellen, daß Atreus einen Wink giebt, und die zurückgelegten Häupter und Hände der Kinder herbei bringen läßt, unterdessen daß Thyest in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr durchwühlt mein Eingeweide? Was zittert in mei-

nem Innern? Ich fühle eine ungeduldige Last, und aus meiner Brust steigen Seufzer auf, die nicht meine sind. Kommt doch, meine Söhne! Euer unglücklicher Vater ruft euch. Kommt doch! Euer Anblick wird diesen Schmerz verjagen. Hörte ich sie nicht? Wo sprachen sie?" — Nunmehr sind ihre traurigen Überbleibsel da, und Atreus sieht sich an seinem erwünschten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier sind sie! (indem er sie ihm zeigt) Erkennst du deine Söhne?

Thyest. Ich erkenne den Bruder! Erde! und so eine Schandthat konntest du auf dir dulden? —

Dieses ist der Anfang von den gräßlichsten Verwünschungen seines Bruders und seiner selbst. Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyest hier kann empfunden haben. Er scheint zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben; aber gleichwohl muß seine Wirkung in dem Munde des Schauspielers vortrefflich gewesen seyn, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit genug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrükken können. — — Es fehlt so viel, daß Atreus von den Verwünschungen seines Bruders sollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die spöttischste Art unterbricht:

Atreus. Nimm sie doch lieber hin, die so

lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieße sie; küsse sie; theile unter alle drei die Zeichen deiner Liebe.

Thyest. War das der Bund? war das die Aussöhnung? ist das die brüderliche Treue? so legst du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverletzt zu lassen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Hasse unbeschadet, verstatten kannst. Erlaube mir, ihnen die letzte Pflicht zu erweisen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du sollst sie sogleich auf dem Scheiterhaufen brennen sehen. Ich bitte dich um nichts, was ich besitzen, sondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig ist, sollst du haben; was von ihnen nicht mehr übrig ist, das hast du schon.

Thyest. Hast du sie den Vögeln zur Speise hinwerfen lassen? Oder werden sie zum Fraße für wilde Thiere gespart?

Atreus. Du selbst hast deine Söhne in ruchlosen Gerichten genossen.

Thyest. Das war es, wovor sich die Götter entsetzten! Das trieb den Tag in sein östliches Thor zurück! In welche Klagen soll ich Elender ausbrechen? Welche Worte soll mein Schmerz wählen? Hier sehe ich sie, die abgehauenen Köpfe und die vom zerschmetterten Arme getrennten Hände!

Das war es, was dem hungrigen Vater nicht hinab wollte! Wie wälzet sich das Eingeweide in mir! Der verschlossene Greuel tobt; und sucht einen Ausgang. Gieb mir, Bruder, das von meinem Blute schon trunkene Schwert, um mit dem Eisen meinen Kindern den Weg zu öffnen. Man versagt mir das Schwert? So mag denn die hohle Brust von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verschone die Schatten. Wer hat dergleichen Abscheulichkeit gesehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felsen des unwirthbaren Caucasus? welcher Procrustes, das Schrecken der attischen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kanntest du denn bei deinem Verbrechen kein Maaß?

Atreus. Maaß muß man in Verbrechen halten, wenn man sie begeht, nicht aber, wenn man sie rächt. Auch das ist mir noch zu geringe. Aus den Wunden selbst hätte ich das warme Blut in deinen Mund sollen fließen lassen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in den deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu schnell; ich that nichts, als daß ich sie mit dem Stahle am Altare niederstieß, und die Hausgötter mit diesem ihnen gelobten Opfer versöhnte. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern, und hieb sie in kleine Stücke. Diese warf ich in siedende Kessel, und jene ließ ich am langsamen Feuer braten. Ich hörte sie an dem Spieße zischen;

ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieses hätte ihr Vater weit besser thun können. Meine Rache ist falsch ausgeschlagen. Er hat mit ruchlosem Munde seine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht, aber sie wußten es nicht. — — Thyest hebt hierauf neue Verwünschungen an, und alles, was er von dem Beherrscher des Himmels bittet, ist dieses, daß er ihn mit dem Feuer seines Blitzes verzehren möge. Auf diese einzige Art könne seinen Kindern der letzte Dienst, sie zu verbrennen, erwiesen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchlosen zerschmettern wolle, so wünscht er, daß wenigstens die Sonne niemals wieder zurückkehren, sondern eine ewige Nacht diese unmenschlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preise ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laster wären umsonst, wenn es dich nicht so schmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder geboren. Nun dünket mich, dem keuschen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyest. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß sie deine Kinder waren.

Thyest. Dem Vater seine Söhne —

Atreus. Ja, und was mich freuet, seine gewissen Söhne.

Thyest. Euch ruf' ich an, ihr Schutzgötter der Frommen — —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyest. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagst. Es schmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du diese gräßliche Mahlzeit genossen, sondern daß du sie nicht zubereitet. Du hattest im Sinne, deinem unwissenden Bruder gleiche Gerichte vorzusetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes sterben zu lassen; wenn du sie nur nicht für deine gehalten hättest.

Thyest. Die Götter werden Rächer seyn; und diesen übergeben dich meine Wünsche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu strafen, will ich deinen Kindern überlassen.

Beurtheilung des Thyest.

So schließt sich dieses schreckliche Trauerspiel, dessen bloßer Inhalt, wenn er auch noch so trocken erzählt wird, schon Entsetzen erwecken muß. Die Fabel ist einfach, und ohne alle Episoden, von welchen die alten tragischen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verließen sich auf ihre Kunst, ohne viele Verwickelung fünf Acte mit

nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will sich an seinem Bruder rächen; er macht einen Anschlag; der Anschlag gelingt, und Atreus rächt sich. Das ist es alle; aber bleibt deßwegen irgendwo unsere Aufmerksamkeit müßig? Es ist wahr, der Alte macht wenig Scenen; allein, wer hat es uns denn befohlen, derselben in jedem Aufzuge so eine Menge zu machen? Wir strengen das Gedächtniß unserer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzählung auf Erzählung, und vergessen es, so zu reden, mit Fleiß, daß man nicht viel denken muß, wenn man viel empfinden soll. Wenn der Verstand arbeitet, so ruhet das Herz; und wenn sich das Herz zu zeigen hat, so muß der Verstand ruhen können. — — Die Rache des Atreus ist so unmenschlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, sie glaubwürdig genug zu machen. Aus diesem Gesichtspunkte muß man den ganzen ersten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deßwegen einführt, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachsucht seines Herzens, getrieben zu werden scheine. Ein Theil der Hölle und das Schicksal des Pelopeischen Hauses muß ihn zu den Verbrechen gleichsam zwingen, die alle Natur auf eine so gewaltige Art überschreiten. Zu der Handlung selbst trägt dieser Aufzug sonst

gar nichts bei, und das Trauerspiel würde eben so vollständig seyn, wenn es auch erst bei dem zweiten Aufzuge seinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen. — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaste vor sich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieser Ort gleichsam erweitert, indem sich der Pallast selbst öffnet, und den Thyest an der Tafel zeigt. Es muß dieses ein ganz anderer Anblick gewesen seyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen lassen. Nur wollte ich, daß der Römer bei dieser prächtigen Aussicht in einen stark erleuchteten Speisesaal des Pallastes, ein wenig mehr Kunst angebracht hätte. Atreus ist draußen vor dem Pallaste, und giebt selbst den Befehl, ihn zu öffnen: (Z. 901.)

— — — turba famularis fores
Templi relaxa; festa patefiat domus.

Warum befiehlt er aber dieses? Der Zuschauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuschauer da wären, so würde er vielleicht ohne diese weite Eröffnung zu seinem Bruder hinein gegangen seyn. Ich würde es viel lieber sehen, wenn der Pallast gleich vom Anfange des Aufzuges geöffnet wäre; Atreus könnte in der Entfernung doch wohl noch sagen, was er wollte, ohne von dem Thyest gehört zu werden. So gut sich dieses bei der letz-

ten Hälfte seiner Rede thun ließ, eben so gut hätte es auch bei der ersten geschehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bei der Einheit der Zeit weiter nichts, als nur eben so eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden seyn können. Er setzt den Anfang seines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geister wollte erscheinen lassen, und diese, nach der Meinung der Heiden, am Tage nicht erscheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus sagt, zeigen es deutlich genug:

En ipse Titan dubitat, an jubeat sequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne also geht eben auf, als die Geister von der Bühne verschwinden, und die Berathschlagungen des Atreus in dem zweiten Aufzuge fallen am frühesten Morgen vor. Alles dieses hat seine Richtigkeit. Aber nunmehr kommt ein Punkt, bei welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweiten Aufzuges beschließt Atreus, seine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyest abzuschicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erscheint Thyest bereits mit seinen Söhnen. Was muß also in dem Zwischenraume vorgefallen seyn? Atreus hat seinen Söhnen das Geschäft aufgetragen; sie haben es über sich genommen; sie haben den Thyest aufgesucht; sie haben ihn gefunden; sie

haben ihn überredet; er macht sich auf den Weg; er ist da. Und wie viel Zeit kann man auf dieses alles rechnen? Wir wollen es gleich sehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyest empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleien einer verstellten Aussöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen lassen, nachdem er sein grausames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenschliche Mahl zubereitet: nach allem diesen, sage ich, ist es, wenn die Sonne vor Entsetzen zurückflieht, eben Mittag. Der Dichter giebt diesen Zeitpunkt in der 777sten Zeile:

O Phoebe patiens, fugeris retro licet,
Medioque ruptum merseris *coelo* diem etc.

und in der 792sten

— — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

selbst an. Ist es nun aber da Mittag, so muß Thyest noch einige Stunden vor Mittag gekommen seyn. Einige Stunden nach Sonnenaufgang ward er geholt; und nun urtheile man selbst, wie viel Stunden zu obigem Zwischenraume übrig bleiben. Die natürlichste Entschuldigung, die einem hierbei einfallen kann, ist diese, daß man sagte, Thyest müsse sich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieser Nähe wird nicht alles gehoben seyn. Und wie nahe ist er denn wirklich gewesen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwei Stellen, aus

welchen sich dieser Umstand einigermaßen bestimmen läßt. Die erste sind die Worte des Atreus, Z. 297.

— — relictis exul hospitiis vagus
Regno ut miserias mutet etc.

Wenn hier hospitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der sich außer seinem Vaterlande aufhält, bedeuten soll: so wird die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, sondern unendlich vergrößert. Nicht Argos allein, der ganze Peloponnesus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyest gehört, so lange er mit seinem Bruder zugleich regierte. Soll sich dieser also außerhalb desselben befunden haben, so konnte er nicht in einigen Stunden, sondern kaum in einigen Tagen herbeigeschafft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412 u. f.) wird zeigen, daß man die erste in einem engern Verstande nehmen müsse. Thyest sagt zu sich selbst:

— — — repete sylvestres fugas,
Saltusque densos potius, et mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt sich also nur in Wäldern verborgen, die freilich nicht allzu weit, aber auch nicht allzu nahe seyn durften. Und in diesen mögen ihn die Söhne des Atreus gesucht und sogleich gefunden haben, so unwahrscheinlich es auch ist, daß sich ein Mann, der sich einmal verbergen muß, nicht besser verbergen werde. Dennoch wird man schwerlich die schleu=

nige Ankunft desselben so leicht begreifen können, als man sie, ohne anstößig zu seyn, begreifen sollte. Ich will mich hierbei nicht länger aufhalten, sondern nur noch ein Wort von den Charakteren sagen. — — Sie sind ohne Zweifel so vollkommen ausgedrückt, daß man wegen keines einzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abstechung, in welche übrigens der Dichter die beiden Brüder gesetzt hat, ist unvergleichlich. In dem Atreus sieht man einen Unmenschen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyest eins von den rechtschaffenen Herzen, die sich durch den geringsten Anschein von Güte hintergehen lassen, auch wenn ihnen die Vernunft noch so viel Ursachen, nicht allzu leichtgläubig zu seyn, darbietet. Was für zärtliche und edle Gedanken äußert er, da er sich auf einmal bloß deßwegen für schuldig erkennt, weil sein Bruder sich jetzt so gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine besorgte Liebe für diesen ruchlosen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben sein Unglück erfahren soll, welches durch die ganze Natur ein schreckliches Entsetzen verbreitet, und noch sagt:

— — quicquid est, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella! — —

Aber nun möchte ich wissen, warum der Dichter diesen vortrefflichen Charakter durch einen Zug hat schänden müssen, der den Thyest zu nichts Geringerm, als zu einem Gottesleugner macht?

— — et patrios deos
(Si sunt tamen dii) cerno — —

Dieses sind fast seine ersten Worte, und ich gestehe es ganz gern, daß, als ich sie zuerst las, ich mir einen sehr abscheulichen Thyest versprach.

Von anderen alten Trauerspielen dieses Inhalts.

Das Alterthum hat mehr, als eine Tragödie von der abscheulichen Rache des Atreus gehabt, obgleich nicht mehr, als diese einzige auf uns gekommen ist. Unter den Griechen hatten Agathon, Nikomachus von Athen, Theognis (nicht aber der Sittendichter), Kleophon, und Andere, diesen Stoff bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerst hätte nennen sollen. Wenn uns das Stück dieses Meisters übrig geblieben wäre, so würden wir vielleicht sehen, daß ihm der Römer Verschiedenes abgeborgt habe. Doch auch in seiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Mustern, wenigstens nicht an Vorgängern, gefehlt, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmt hatte. Nonius und Festus führen einen Thyest des Ennius an; Fulgentius einen Thyest des Pacuvius; Censorinus einen Thyest des Junius Gracchus, und Quintilian einen von dem L. Valerius. Wenn man dem Donat und Servius glauben darf, so ist der eigentliche Verfasser

dieses letztern Virgil gewesen. Er soll mit der Frau des L. Varius ein wenig vertraut gelebt und ihr sein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieser habe es alsdann unter seinem eigenen Namen öffentlich abgelesen. Virgil selbst soll auf diese Begebenheit mit folgender Zeile in seinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruisset fistula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben so ungewiß ist, als die Anspielung, so kann man sie ganz sicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid so gar gern auf die Rechnung großer Geister schreibt. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyest führen, gehören hieher, sondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überschrieben waren. Unter dem erstern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerspiel verfertigt, dessen Nonius und Priscian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die sie daraus anführen, kann man nicht undeutlich schließen, daß es mit unserm Thyest viel Gleichheit gehabt haben müsse. Über eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlassen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kommt bei dem Nonius unter dem Worte *vesci* vor, und ist diese:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat mensam, aut eandem vescatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige seyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyest bei einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abscheulichen Gerichten habe essen können. Haben Andere mit ihm zu Tische gelegen, und sind sie ihm nur allein vorgesetzt worden, so hat er ja natürlicher Weise müssen Verdacht fassen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Gesellschaft geleistet, wie es in unserm obigen Stücke zu seyn scheint, wo nicht einmal Atreus mit ihm speiset, so hat ja diese Absonderung nothwendig auch Gedanken erregen müssen. Diese Schwierigkeit also hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigstens sind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß sich niemand mit dem Thyest zu Tische legen, noch mit ihm von eben denselben Gerichten essen solle. Eine Ursache dieses Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführt haben, und zwar eine solche, die allem Argwohne wegen der wahren Ursache vorzubeugen fähig war. Denn ohne diese wäre der bloße Befehl noch weit schlimmer, als das völlige Stillschweigen über den bedenklichen Umstand gewesen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einsehen wird.

Wahrscheinlicher Beweis, daß der rasende Herkules und der Thyest Einen Verfasser haben.

Es ist hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieser zwei Trauerspiele von alten Schriftstellern beigelegt worden. Ich will thun, als ob man gar keine Zeugnisse hätte, und bloß aus ihren inneren Kennzeichen so viel zu schließen suchen, als in der Folge nöthig seyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einsicht diesem oder jenem beilegen zu können. Drei Stücke sind es, welche im Thyest eben denselben Verfasser verrathen, den man im rasenden Herkules hat kennen lernen: die Schreibart, die Kunst, die Fehler. Die Schreibart ist in beiden Stücken gleich kurz, gleich stark, gleich kühn, gleich gesucht. Es herrscht durchaus einerlei tragischer Pomp darin, einerlei Wohlklang und einerlei Art der Fügung. Alles dieses läßt sich ohne Mühe entdecken; und will man diese Untersuchung ins Kleine treiben, so wird man auch gar leicht gewisse Worte antreffen, die dem Verfasser so eigenthümlich sind, daß man sie schwerlich anderwärts wiederholt finden kann, ohne sich zu überreden, daß sie wohl das einemal wie das andere aus eben derselben Feder könnten geflossen seyn. Ich will eine einzige Probe von sol-

chen Worten anführen. Man halte den 1193sten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* scelus.

gegen den 473sten des Thyest:

Rogat? timendum est: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beiden Stellen ein sehr gewöhnliches Wort in einer sehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare ist hier beidemal so viel als subesse, und ich wenigstens kann mich nicht erinnern, es bei irgend einem andern Schriftsteller in eben diesem Verstande gelesen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatische Anmerkungen denjenigen überlassen, welchen sie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweiten Punkte wenden. Überhaupt zwar wird man die Anmerkung schon oben mit mir gemacht haben, daß sich in der Ökonomie des Thyest weniger Kunst zeigt, als in dem rasenden Herkules; gleichwohl aber ist in beiden ein gewisser Kunstgriff angebracht, an welchem man die Hand ihres Meisters erkennt. Ich finde diesen Kunstgriff in dem ersten Aufzuge sowohl des einen, als des andern; und hier ist es, wo ich die oben versprochene Anmerkung darüber beibringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröffnet, hat ungemein viel Ähnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyest thun. Beide sind als eine Art von Prologen anzusehen, ich sage, als eine Art, um sie von den gewöhnlichen Prologen bei den Alten zu

unterscheiden, die zu nichts, als zur Erklärung des Inhalts bestimmt waren, und mehr den Mangel der Kunst, als die Kunst verrathen. Der römische Dichter hatte seine Stücke so eingerichtet, daß sie aus sich selbst sattsam verständlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar ist, daß das eine wie das andere auch ohne die ersten Aufzüge ganz seyn würde. Nur gewisse Wahrscheinlichkeiten würden beiden ohne dieselben fehlen, die ihnen zwei verschiedene Schriftsteller wohl schwerlich auf eine und eben dieselbe Art möchten gegeben haben. In dem Herkules würde, wie wir schon gesehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyest, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrscheinlichkeit der Handlung, so sehr auch die Wahrheit derselben durch die Geschichte außer allen Zweifel gesetzt seyn konnte. Diese Gleichheit nun, die ersten Aufzüge zu etwas mehr, als zu bloßen trockenen historischen Einleitungen, welches sie in den meisten alten Trauerspielen sind, zu machen, und durch sie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen: beweiset, sollte ich meinen, so ziemlich einerlei Denkungsart, die sich in besonderen Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere ist der Verfasser des Herkules vollkommen der Verfasser des Thyest. Man erinnere sich aus jenem des Lycus, und aus diesem des Atreus.

Es sind nicht nur beides Tyrannen, sondern auch beides Tyrannen von einerlei Grundsätzen, welches sie schwerlich seyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben desselben Dichters wären. Lycus sagt:

Qui morte cunctos luere supplicium jubet,
Nescit Tyrannus esse. Diversa irroga,
Miserum veta perire, felicem jube.

Und Atreus sagt:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo,
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Diese Gedanken könnten ohne Zweifel einander nicht gleicher seyn, und nur der Verfasser selbst kann das Recht haben, sich auf eine solche Art auszuschreiben. Ein Nachahmer aber läßt sich hier auch um deßwillen nicht vermuthen, weil außerdem weder der Dichter des Herkules, noch der Dichter des Thyest, als zwei verschiedene Dichter betrachtet, an Sinnsprüchen und schönen Gedanken so arm sind, daß einer dem andern ein solches Blümchen hätte stehlen dürfen. — — Der dritte Punkt, in welchem ich beide Stücke sehr ähnlich finde, sind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beschreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beschreibung des unterirdischen Reiches und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieses Trauerspiels, etwas um-

ständlicher mit der Beschreibung des geheiligten Hains, im vierten Aufzuge des Thyest: so wird man ohne Schwierigkeit in beiden Schildereien eben denselben Pinsel, eben dieselben Farben entdecken. Beide übrigens stehen auch vollkommen, die eine sowohl, als die andere, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde, zu malen, muß bei dem Dichter außerordentlich groß gewesen seyn, daß er sie wenigstens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein anderer Fehler in unseren zwei Trauerspielen, ist die öftere Auskramung einer ziemlich gesuchten geographischen und astronomischen Gelehrsamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieserwegen gegen den P. Brumoy vertheidigt (siehe oben S. 129); allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal sehr wohl zu entschuldigen war, auch an allen anderen Orten gut heißen wolle. Ich brauche dieses hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich in einer so deutlichen Sache sicher auf die Unterscheidungskraft der Leser verlassen kann, und weil es überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth ankommt. Man halte also Folgendes aus dem Herkules:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Persica
Violentis unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen Folgendes aus dem Thyest:

Quaenam ista regio est, Argos et Sparta pios
Sortita fratres? et maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Ister fugam
Praebens Alanis? an sub aeterna nive
Hyrcana tellus? an vagi passim Scythae?

besonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyest gegen den Anfang des Herkules: und man wird sich hoffentlich, alle angeführte Umstände zusammen genommen, kein Bedenken machen, beide Trauerspiele Einem Verfasser zuzuschreiben.

Von neueren Trauerspielen, welche die Aufschrift Thyest führen.

Auf dem italiänischen Theater stößt uns hier abermals Lud. Dolce auf, welcher den lateinischen Thyest nach seiner Art in Versen übersetzt hat. Delrio sagt von ihm: italice tragoediam Thyestem non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit, und scheint also die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm Eigenes, als für eine Übersetzung zu halten. Als eine solche mag sie auch wohl sehr untreu gerathen seyn, indem ihm, wie Brumoy anmerkt, sogar das oben gerühmte agnosco fratrem entwischt ist, dessen Nachdruck er entweder nicht eingesehen, oder in seine Sprache nicht überzutragen gewußt hat. — — Von der französischen Bühne haben wir schon bei Gelegenheit des Herkules, auch den Thyest des Roland

Brisset angeführt; er ist mit Chören, und wird also schwerlich etwas anders seyn, als eine schlechte Übersetzung, wie sie es zu seiner Zeit alle waren. Außer diesem hat auch ein gewisser Montleon 1633 einen Thyest drucken lassen. Deßgleichen will man von einem Thyest des Pousset de Montauban wissen, der sich aber nicht in der Sammlung seiner Schauspiele (von 1654 in 12.) befindet. Man kennt diesen Montauban als einen Freund des Racine, des Despreaux und Chapelle, und behauptet sogar, daß er mit an des erstern Lustspiele: *les Plaideurs*, arbeiten helfen. Doch alle diese drei französischen Schriftsteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in diesen Schranken erwerben sollte. Ich würde mir daher einen großen Fehler der Unterlassung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyest des ältern Herrn von Crebillon

etwas umständlicher handelte. Dieser schöne Geist, welcher, so zu reden, mit dem Herrn v. Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29sten December dieses Jahres sein theatralisches Jubiläum feiern. An diesem Tage nämlich, vor funfzig Jahren, ward sein erstes Trauerspiel in Paris zum erstenmale aufgeführt. Es war dieses sein Idomeneus, mit welchem er Beifall genug erhielt, um sich aufmuntern zu lassen, der

Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in seiner Person einen neuen würdigen Dichter zu verschaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten Alle, welche eben diese Bahn durchlaufen wollten, zur Bewunderung nicht minder, als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig, diesen großen Meistern zu folgen, und gaben sich also nur mit den kleinen Theilen dieser Dichtungsart ab. Einige mehr schimmernde, als natürliche Stellen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verse, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Übrigens war weder glückliche Wahl des Stoffs, noch künstliche Einrichtung darin zu spüren; die Charaktere waren entweder falsch, oder verfehlt; die Versification war hart und prosaisch. Das ist der wahre Abriß der Stücke, welche eine Mademoiselle Barbier, ein la Grange Chancel, ein Belin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von diesem Schlage lieferten. Unter diesen war also Crebillon gleich Anfangs eine sehr wichtige Erscheinung, und man muß es ihm zugestehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuschte. Man will sogar behaupten, daß er sich auf dem neuen Wege, welchen er erwählte, kühnlich zwischen den Corneille und Racine zu setzen gewußt habe. Es ist mein Vorsatz nicht, diesen Lobspruch hier zu untersuchen, wo ich mich allein mit seinem Atreus und Thyest beschäftigen will. Diesem Trauerspiele hat

er zum Theil dasjenige Beiwort zu danken, durch welches ihn seine Landsleute vorzüglich zu charakterisiren pflegen. So wie ihnen Corneille der Große, Racine der Zärtliche, Voltaire der Prächtige heißt: so heißt ihnen Crebillon der Schreckliche. Wer sollte also nicht vermuthen, daß er ein sehr starker und kühner Copist des lateinischen Thyest seyn werde? Unter seiner Nation wenigstens mangelt es an Schriftstellern nicht (z. E. der Verfasser des Dictionnaire portatif des Théâtres), welche mit ausdrücklichen Worten sagen: Ce cruel sujet, traité par *Senèque*, n'a pas été adouci par Mr. *de Crebillon*. Wie sehr sich diese Herren aber betrügen, werden wir bald sehen. Es ist wahrscheinlich genug, daß sie das lateinische Original gar nicht mögen gelesen haben; aber auch alsdann hätten sie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit so weit zu verfehlen, wenn sie nur bei dem eigenen Geständnisse des Herrn Crebillon geblieben wären. Er ist mit dem ganzen Stoffe auf eine sehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat so viele Veränderungen damit vorgenommen, daß ich sie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus seinem Stücke wird verstehen können. Die Zeit der Handlung setzt er zwanzig Jahre nach dem Verbrechen des Thyest, welcher die Ärope seinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimmt an, Atreus habe zwar seine entwandte Gemahlin durch Gewalt

wieder bekommen, und sey entschlossen gewesen, sie dessenungeachtet seiner Liebe zu würdigen. Allein diese habe sich mit dem Thyest schon zu weit eingelassen gehabt, und einen Sohn zur Welt gebracht, den sich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beibringen lassen, und es selbst aus einem ihrer Briefe ersehen, daß Thyest der Vater ihres Sohnes sey, welchen der Dichter nach Maßgebung der Geschichte, Plisthenes nennt. Gleichwohl habe Atreus diesen Prinzen als sein eigenes Kind auferziehen lassen, in dem festen Vorsatze, ihn künftig zu dem Werkzeuge seiner Rache zu machen. Thyest sey unterdessen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andere Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamie, gezeugt. Atreus, der nunmehr geglaubt, daß Plisthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der sich in verschiedenen Feldzügen schon rühmlich hervorgethan, reif genug sey, der Mörder seines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Versprechen von ihm erhalten, daß er seinen Bruder ausgeliefert bekommen solle: nur müsse er selbst vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen scheinen. Atreus geht also sogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Insel Euböa nehmen läßt, damit Thyest nicht zu zeitig von seinem Vorhaben Nachricht bekommen, und sich aus dem Staube machen

möge. Von Euböa aus will er alsdann plötzlich wieder zurücksegeln, und vor Athen seyn, ehe es sich Jemand versehen könne. Doch dieser Vorsicht ungeachtet, erfährt Thyest das ihm drohende Unglück; flüchtet nebst seiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will sich während der Abwesenheit seines Bruders wieder in Argos festsetzen, um den Atreus durch diese Diversion wenigstens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzustehen. Allein das Unglück verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Insel Euböa, da Atreus wegen widrigen Windes mit seiner Flotte noch vor derselben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Plisthenes selbst, unerkannter Weise, aus dem Wasser gerettet; und nun müßte man die französische Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß sich der Bruder in seine Stiefschwester werde verliebt haben. Richtig! Unter diesen Umständen fängt das Trauerspiel an, welches, Dank sey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euböa, vorgehen kann: da man doch ganz gewiß vermuthen sollte, es werde entweder in Argos oder doch in Mycene vorgehen. Von dieser Erzählung, sieht man also wohl, stimmt das allerwenigste mit der Geschichte überein. Doch da man dem tragischen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, diese zu verändern, so würde es mir sehr übel stehen, wenn

ich den Herrn Crebillon deßwegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deßwegen nämlich, daß er die geographische Wahrscheinlichkeit hin und wieder gar merklich verletzt hat. Denn man darf nur die Karte von Griechenland vor sich nehmen, so wird man sich gar bald wundern, was Thyest, der von Athen nach Argos schiffen wollte, in dem Euripus zu suchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verschlagen können? Man kann wohl die Geschichte ändern; aber die Erdbeschreibung muß man ungeändert lassen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängstlicher Deutscher seine Werke so genau betrachten werde? Kein Wort also mehr davon. Man wirft denen, die sich an solche Schwierigkeiten stoßen, nur allzuoft vor, daß sie unfähig wären, wesentlichere Schönheiten zu empfinden. Diesen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen scheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes selbst.

Erster Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß sich die Flotte fertig halten solle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit seinem Vertrauten, dem Euristhenes, allein, und entdeckt ihm sein Vorhaben; daß Plisthenes sein Sohn nicht sey, sondern daß er ihn nur deßwegen so lange dafür ausgegeben, um sich an dem Thyest, durch die

eigene Frucht seiner lasterhaften Liebe, rächen zu können. Diese Scene ist zum Theil eine Nachahmung des zweiten Acts des lateinischen Dichters. In der folgenden erscheint Plisthenes, welchen sein vermeinter Vater vor sich kommen lassen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an seinem Feinde rächen wolle. Plisthenes ist so unvorsichtig, diesen Eid zu thun, ehe er noch weiß, wer der Feind des Atreus sey. Er hört endlich, daß es Thyest ist, auf welchen diese ganze Zurüstung zielt; er erschrickt, und will sein Wort wieder zurücknehmen. Er verspricht zwar, allenfalls der Sieger seines Vetters zu seyn; aber nicht sein Henker. Doch Atreus hält ihn bei seinem Eide, und geht ab. Plisthenes beklagt sich gegen seinen Vertrauten, den Thessander, und tröstet sich einzig damit, daß er vor Athen schon den Tod wolle zu finden wissen. Endlich erklärt er ihm auch seine Liebe gegen die unglückliche Unbekannte, die er nebst ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie ist es selbst, die diesen Auftritt unterbricht. Theodamie kommt mit ihrer Vertrauten, der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schiff für ihren Vater, weil sie gehört habe, daß die Flotte noch heute von Euböa abstoßen solle. Der Prinz bedauert, daß er für sich nichts thun dürfe, und verweiset sie an den Atreus, von dem sie die Erfüllung ihres Wunsches um so viel eher erwarten könne, da er sie bereits den ersten Tag sehr gnädig

empfangen, und ihr allen Beistand versprochen habe. Er spricht ihr hierauf von seiner Liebe, und will verzweifeln, weil er sie vielleicht nie wieder zu sehen bekomme. Er erkundigt sich nach ihrem Vaterlande, nach der Ursache ihrer Reise, und fragt sehr galant: ob ihre Reize nur das einzige seyn sollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er sieht, daß sie ihm ein Geheimniß daraus machen will, verspricht aber dennoch, bei seinem Vater für sie zu sprechen, so nachtheilig es auch seiner Liebe seyn möge. Er geht ab, und läßt die beiden Frauenzimmer allein. In dieser Scene nun erfährt es der Zuhörer, wer Theodamie und ihr Vater sind, und erfährt auch zugleich, daß die erstere gegen die Liebe des Plisthenes nicht eben unempfindlich ist. Sie bittet die Götter, den Thyest vor dem Atreus zu verbergen, und hält es schon für Unglück genug, daß die Tochter des Thyest den Sohn des Atreus liebe, für welchen sie ihren Prinzen nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt sich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte Nachricht zu geben.

Zweiter Aufzug. Thyest und Theodamie eröffnen ihn. Der Vater dringt in seine Tochter, daß sie bei dem Atreus um ein Schiff bitten soll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabei zu besorgen sey, sind umsonst. Er will auf

dem Schiffe, wenn er es bekommen sollte, nach Athen wieder zurückgehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, diesem seinem einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beizuspringen. Er sieht seinen Bruder kommen, und entfernt sich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schiff die Nachricht mitgebracht, daß sich Thyest schon seit einem Monate nicht mehr daselbst aufhalte. Er will den Patron des Schiffes selbst sprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbei zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren sey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verschiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglücks, wegen ihrer Reise, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er sich, daß er diesen letztern noch nicht gesehen, und will wissen, warum er sich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entschuldigt ihn mit seinen kränklichen Umständen; doch dieser Entschuldigung ungeachtet schickt er einen von seiner Wache ab, und will den unglücklichen Fremdling mit aller Gewalt sehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Fragen an ihn, die er an seine Tochter gethan hatte; bekommt aber ganz widersprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyest an der Stimme, und noch mehr, wie er sagt, an den plötzlichen Aufwallungen seines Zorns. Thyest verleugnet sich nicht lange, und Atreus will ihn

sogleich durch seine Trabanten ermorden lassen, als er sich noch besinnt, daß er dem Plisthenes diesen Mord vorbehalten müsse. Plisthenes erscheint, erfährt, daß der Vater seiner Geliebten Thyest sey, und nimmt sich desselben mit solchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt ist, seinen Zorn zu verbergen und sich versöhnt zu stellen. Auf diese erfreuliche Veränderung gehen Alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euristhenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bei Seite zu bringen, welche dem Plisthenes etwa am meisten ergeben seyn könnten, und sich selbst an diesem Orte wieder bald bei ihm einzufinden.

Dritter Aufzug. Atreus freuet sich, daß er den Thyest nunmehr in seiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Plisthenes die Theodamie liebe, und ist entschlossen, beide dieser Liebe zu überlassen, von der er es fast nur allein wußte, wie lasterhaft sie sey. Ja, diese lasterhafte Liebe soll ihm sogar das Mittel werden, wodurch er den Plisthenes desto eher zur Ermordung des Thyest zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euristhenes vor sich fordern lassen; er führt ihm seinen gethanen Eid zu Gemüthe, und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyest sogleich selbst ermorden, oder seine Geliebte vor seinen Augen sterben sehen wolle. Vergebens beruft sich der Prinz auf die geschehene Aussöhnung, und will lieber selbst sterben, als das Werkzeug zu

einer so unmenschlichen That seyn: Atreus sieht den Thyest kommen, wiederholt seinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieser dankt dem Plisthenes für seine ihm erwiesene Freundschaft, und versichert ihn einer Liebe, die seiner väterlichen Liebe gegen seine Tochter gleich komme. Plisthenes thut deßgleichen, und gesteht, gegen den Thyest eine Zuneigung zu fühlen, die sein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weitem alles das Unglück zu verstehen, das über seinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath, zu fliehen, als Atreus wieder hereintritt. Er sagt ihm mit wenig Worten, daß er seinen Ungehorsam schon zu bestrafen wissen wolle, und schickt ihn fort. Thyest erstaunt über diese Drohungen, wird aber auf eine gebieterische Art von seinem Bruder erinnert, daß er sich deßwegen zufrieden stellen solle, weil sie nichts beträfen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein ist, läßt er seinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entschließt sich, den Thyest zwar leben zu lassen, aber ihn sonst auf eine weit schrecklichere Art zu strafen.

Vierter Aufzug. Plisthenes erscheint mit seinem Vertrauten voller Wuth, nachdem er alle Anstalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen lassen. Er kann weder den Thyest, noch die Theodamie finden, und ist besonders wegen der letztern in der

grausamsten Unruhe, als er sie zitternd und weinend auf sich zukommen sieht. Sie sagt ihm, daß sie wegen ihres Vaters in den äußersten Sorgen sey, welcher wie rasend in dem Pallaste herumirre, und dem Atreus den Dolch in das Herz stoßen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann sowohl seinen, als des Plisthenes Tod geschworen habe. Der Prinz will ihn aufsuchen; aber Thyest erscheint selbst, und erfreut sich, daß seine Furcht vergeblich gewesen, in der er den Plisthenes schon für ermordet gehalten. Dieser dringt mit aller Gewalt in ihn, sich sogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm seinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen solle. Doch Thyest hält es für seiner Ehre unanständig, sich zu retten, und denjenigen, dem er diese Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr seinetwegen ausgesetzt zu wissen. Während dieses großmüthigen Weigerns kommt Atreus dazu. Er sieht ihre Bestürzung, und nimmt von derselben Gelegenheit, auf einmal sich als eine ganz veränderte Person zu zeigen. Er sagt, der Himmel habe sein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilgt; und damit er seinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses überzeugen möge, entdeckt er, wer Plisthenes sey, und zu was für einer grausamen That er ihn bestimmt gehabt habe. Die Erkennung ist rührend, und Plisthenes sieht mit Entsetzen auf die Laster zurück, in die ihn sein grausames Schick-

sal beinahe gestürzt hätte. Fast wäre er ein Vatermörder und ein Blutschänder geworden! Doch Atreus will dieses, daß er dem Thyest seinen Sohn wiederschenkt, nicht die einzige Versicherung seiner völligen Aussöhnung seyn lassen; sondern erbietet sich auch, mit seinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das sey, was den Göttern der Schwur bei dem Styx zu seyn pflege. Thyest nimmt dieses Erbieten an, und es gehen Alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Plisthenes behält Verdacht, und giebt seinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitschaft zu halten.

Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieses Aufzugs kämpft er noch mit schrecklichen Ahndungen. Thessander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil diese Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher sich jetzt gegen den Thyest ganz ausnehmend freundschaftlich bezeige und ein prächtiges Fest ihm zu Ehren anstellen lasse. Doch dessenungeachtet hört Plisthenes nicht auf, zu fürchten, und schickt den Thessander fort, die Theodamie abzuholen, und sich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er selbst will den Thyest in gleicher Absicht aufsuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit seiner Wache hereintritt, und ihm aus der vorgesetzten Flucht, die er erfah-

ren habe, ein Verbrechen macht, unter dessen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Plisthenes entschuldigt sich nur wenig, und ist bloß für seinen Vater und seine Schwester besorgt, von welchen er versichert, daß sie keinen Antheil an seiner Veranstaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für sie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortschleppen, um ihn in der schmerzlichsten Ungewißheit über das Schicksal dieser geliebten Personen hinrichten zu lassen. Nunmehr frohlockt Atreus vor sich selbst, und kitzelt sich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beinahe erschrickt er zwar selbst über seinen grausamen Anschlag; doch er erinnert sich gar bald wieder, daß er Atreus sey, und den Thyest, wenn er ihn strafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art strafen müsse. Der unglückliche Bruder erscheint mit einem Gesichte, auf welchem sich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man seine Kinder zu ihm lasse, und Atreus hält ihn so lange mit zweideutigen Tröstungen auf, bis der väterliche Becher herbeigebracht wird. Thyest ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darin gewahr wird. Er erschrickt; seine Tochter kommt dazu, und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut seines Sohnes sey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünschungen aus. Er verlangt, nicht länger

zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Last sey, will es ihm der Tyrann lassen. Doch Thyest verschmäht diese grausame Gnade, und ersticht sich selbst. Sterbend beruhigt er noch seine Tochter, und läßt sie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht, mit seiner Bosheit zufrieden, ab, und das Stück schließt.

Ich habe diesen trockenen Auszug nicht in der Absicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu bestimmen; ich würde sonst eben so thöricht seyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigstens auf etwas schließen kann, nämlich auf den regelmäßigen Bau der Glieder, so wird auch mein Auszug wenigstens dazu nützen können, daß man ungefähr die Art und Weise sieht, mit welcher ein neuer Dichter einen so alten, und von den Sitten unserer Zeit so abweichenden Stoff habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er seinen Atreus und Thyest ein wenig gar zu neumodisch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Episode, und zwar mit einer verliebten Episode, geschwächt, und das Ganze durch die Einführung so vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als sehr frostige Personen sind, die bloß die Monologen müssen ver-

meiden helfen, matt gemacht hat. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateinischen Dichters geblieben sey, wird man schon von sich selbst abgenommen haben. Er hat die stärksten Züge in seinem Muster unberührt gelassen, und außer dem so gelinderten Hauptinhalte kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demselben erborgt. Doch auch diese hat er oft ziemlich gewässert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die schönsten und prächtigsten Gedanken der römischen Trauerspiele in seine überzutragen wußte. Einigemal ist es ihm so ziemlich gelungen, besonders bei dem agnosco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

A. Méconnois-tu ce sang? *Th.* Je reconnois mon frère.

Auch noch eine Stelle hat er sehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine solche, welche manchem Ausleger des alten Dichters selbst nicht recht verständlich gewesen ist. Ich meine die 1052ste Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias scelus,
Non ubi reponas — —

welche er sehr kurz und schön so übersetzt hat:

Il faut un terme au crime, et non à la vengeance.

Ich will zum Schlusse noch das mittheilen, was Herr Crebillon selbst von diesem seinen Stücke sagt. Es ist ein Theil der Vorrede, in welchem

man verschiedene hierher gehörige Gedanken finden wird. „Fast ein jeder,“ sagt er, „hat sich wider den Inhalt dieses Trauerspiels empört. Ich kann weiter nichts darauf antworten, als dieses, daß ich nicht der Erfinder davon bin. Ich sehe wohl, daß ich Unrecht gethan habe, mir die Tragödie allzusehr als eine schreckliche Handlung vorzustellen, die den Zuschauern unter rührenden Bildern müsse gezeigt werden, und die sie zum Mitleiden und Schrecken bewegen solle, doch ohne Züge, welche den Wohlstand und die Zärtlichkeit beleidigen könnten. Es kommt also nur darauf an, ob ich diesen so nöthigen Wohlstand beobachtet habe. Ich glaube mir dies schmeicheln zu dürfen. Ich habe nichts vergessen, was meinen Stoff lindern und unseren Sitten gemäß einrichten könne. Um den Atreus unter keiner unangenehmen Gestalt zu zeigen, lasse ich die Ärope von dem Altare selbst entführt werden, und setze diesen Prinzen (wenn ich hier diese Vergleichung brauchen darf) gerade in eben den Fall des bezauberten Bechers bei dem la Fontaine.“

L'étoit-il? ne l'étoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um seine Rache weniger schrecklich zu machen, und mein Atreus ist bei weitem nicht so grausam, als der Atreus des Seneca. Ich habe mich begnügt, für den Thyest allen den Greuel des von seinem Bruder ihm bestimmten Bechers fürchten zu lassen,

und er bringt nicht einmal seine Lippen daran. Ich gestehe es zwar, daß mir diese Scene selbst schrecklich schien. Es überfiel mich ein Schauder; aber nichts desto weniger glaubte ich, daß sie sich in ein Trauerspiel sehr wohl schicke. Ich sehe nicht, warum man sie mehr davon ausschließen solle, als die Scene in der Rodogune, wo Kleopatra, nachdem sie einen von ihren Söhnen schon ermordet, den andern vor den Augen der Zuschauer vergiften will. So unwillig man auch gegen die Grausamkeit des Atreus gewesen, so glaube ich doch nicht, daß man ein vollkommneres Bild auf die tragische Scene bringen könne, als das Bild von der Stellung des unglücklichen Thyest, welcher sich ohne Hülfe der Wuth des barbarischsten unter allen Menschen ausgesetzt sieht. Ob man sich nun aber schon von seinen Thränen und seinem Jammer erweichen ließ, so blieb man mir dennoch deßwegen aufsätzig. Man hatte die Güte, mir alle Abscheulichkeit der Erfindung zu lassen, und rechnete mir alle die Lasterthaten des Atreus an. An einigen Orten betrachtet man mich auch noch als einen fürchterlichen Menschen, bei welchem man nicht recht sicher sey; gleich als ob alles, was der Witz erdenkt, seine Quelle in dem Herzen haben müsse. Eine schöne Lection für die Schriftsteller, welche sie nicht nachdrücklich genug wird lehren können, mit wie vieler Behutsamkeit sie vor dem Publikum erscheinen müssen! Ein artiges Frauenzimmer,

welches sich in Gesellschaft mit ehrbaren Schein=spröden befindet, darf sich lange nicht mit so vieler Sorgfalt beobachten. Und endlich hätte ich mir es nimmermehr vorgestellt, daß in einem Lande, in welchem es so viele gemißhandelte Ehemänner giebt, Atreus so wenige Vertheidiger finden sollte. Was die doppelte Aussöhnung, die man mir vorwirft, anbelangt, so erkläre ich gleich voraus, daß ich mich in diesem Punkte niemals für schuldig erkennen werde. Atreus erzieht den Plisthenes, um einmal den Thyest durch die Hände seines eigenen Sohnes umbringen zu lassen; er erschleicht einen Eid von diesem jungen Prinzen, welcher aber gleichwohl bei Erblickung des Thyest nicht gehorcht. Atreus kann also zu nichts anderm seine Zuflucht nehmen, als zur Verstellung; er erdichtet ein Mitleiden, welches er nicht fähig ist, zu empfinden; er bedient sich hierauf der allergewaltsamsten Mittel, den Plisthenes zur Vollziehung seines Eides zu vermögen, von welcher dieser aber durchaus nichts wissen will. Atreus, welcher sich an dem Thyest auf eine seiner würdige Art rächen will, muß also nothwendig zu einer zweiten Versöhnung schreiten. Ich getraue mir, zu sagen, daß dieser grausame Prinz alle Geschicklichkeit anwendet, die ein Betrüger nur immer anwenden kann. Es ist unmöglich, daß Thyest dieser Falle entgehen sollte, wenn er auch schon selbst ein eben so großer Betrüger wäre, als sein Bruder. Man darf das Stück nur

ohne Vorurtheil lesen, so wird man finden, daß ich nicht Unrecht habe. Je betrügerischer aber Atreus ist, desto besser habe ich seinen Charakter ausgedrückt; weil Verrätherei und Verstellung fast immer von Grausamkeit unzertrennlich sind, rc." *)

*) Lessing hat diese Abhandlung nie vollendet.

VII.

Nachricht von Ludewig Riccoboni.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneser von Geburt, welche ungefähr in die Jahre 1682 oder 1683 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie seyn, weil er selbst an einem Orte seiner Schriften den Antonius Riccoboni, einen Professor zu Padua aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, für einen seiner Vorfahren wahrscheinlicher Weise hält. Er mußte aber sehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er sich hernach auf eine doppelte Art sehr rühmlich hervorthat. Denn schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre war er das Haupt einer Gesellschaft von Schauspielern, die in den Städten der Lombardei, und besonders zu Venedig, mit vielem Beifalle spielte. Er gab sich ganzer zehn Jahre lang in seinem Vaterlande sehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen und sie besonders von dem unregelmäßigen Wuste zu reinigen, welcher damals auf derselben herrschte. Doch weil ihm diese Bemühungen so glücklich nicht aus=

schlagen wollten, als sie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüssig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, dessen Hauptgeschmack auf nichts als Possen ging. Er nahm also den Vorschlag an, den man ihm damals that, nämlich eine Gesellschaft italiänischer Schauspieler für den König von Frankreich zusammen zu bringen und mit derselben nach Paris zu gehen. Er langte daselbst im Mai 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er sich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reizende fehle, daß sich aber sein finsteres Ansehn vollkommen wohl schicke, traurige und übertriebene Leidenschaften auszudrükken, die auch in der That niemand besser und wahrscheinlicher vorgestellt habe, als er. Er blieb auf dem italiänischen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er dasselbe mit seiner Frau und seinem Sohne verließ, und eine Haushofmeisterstelle bei dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode dieses Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für sich und seine Frau eine doppelte Pension, jede von 1000 Livres, beibehalten hatte. Er starb den 6ten December 1753. Als einen theatralischen Schriftsteller hatte er sich schon bekannt gemacht, ehe er aus seinem Vaterlande ging; doch hat er seine vornehmsten Werke in Frankreich, und zwar auch französisch, geschrieben. Unter die erste.

ren, die er italiänisch abgefaßt, gehören verschiedene Lustspiele, und ein Gedicht über die Kunst zu declamiren, welches den Titel l'Arte representativa führt. Auch hat er eine Sammlung alter italiänischer Stücke besorgt, welche er für geschickt hielt, den Ausländern eine bessere Meinung von der eigentlichen dramatischen Poesie seiner Landsleute beizubringen. Diejenigen Lustspiele, welche er in Paris für das italiänische Theater machte, sind weder ganz welsch, noch ganz französisch, sondern die Scenen sind aus beiden Sprachen vermengt. Dergleichen sind sein Père partial, seine Diane et Endymion und sein Italien marié à Paris, welche Stücke er ganz allein, so wie folgende: la Désolution des deux Comédies; les Procès des Théâtres, und la Foire renaissante, in Gesellschaft mit Herrn Dominique verfertigt hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz französisch geschrieben hat, und die man ohne Zweifel für seine beträchtlichsten halten muß, sind seine Histoire du Théâtre Italien, und seine Réflexions historiques et critiques sur les différens Théâtres de l'Europe. Die erstere besteht aus zwei Theilen in groß Octav, deren erster 1727, und der zweite 1731 zu Paris an das Licht getreten sind. Jener enthält die Geschichte des italiänischen Theaters, ein Verzeichniß aller welschen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerspiel der Neueren. Dieser besteht in Auszügen aus fünf der

besten italiänischen Tragödien, und eben so vielen Komödien, welchen noch ein Brief des Rousseau an den Verfasser, nebst der Antwort vorgesetzt, und die in Kupfer gestochenen Charaktere der welschen Bühne, nebst einer Erklärung beigefügt worden. Die Réflexions des Hrn. Riccoboni kamen das erstemal 1738 heraus, und betreffen die italiänische, die spanische, die französische, die englische, die holländische und die deutsche Bühne. Am Ende hat der Verfasser noch Pensées sur la Déclamation hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

VIII.

Geschichte der englischen Schaubühne.

Ich will hier bloß die ersten Züge einer Geschichte der englischen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Absicht, damit der Leser ungefähr wisse, wohin er die einzelnen Theile derselben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet sich eine Nachricht, die, wenn sie, wie nicht zu zweifeln ist, ihre Richtigkeit hat, den Ursprung des englischen Theaters weit früher hinaussetzt, als man den Ursprung des Theaters irgend eines anderen europäischen Volkes angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benedictiner zu Canterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des Zweiten geschrieben, und unter der Regierung König Richards des Ersten im Jahre 1191 gestorben ist,*) hat nämlich in seiner

*) Das Jöchersche Gelehrten-Lexicon sagt von ihm: „er lebte 1190 unter dem Könige von England, Richardo I." Es hätte wenigstens sagen sollen: „er lebte noch ꝛc."

Descriptio nobilissimae civitatis Londoniae folgende Stelle: Londonia pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos habet sanctiores, repraesentationes miraculorum, quae sancti confessores operati sunt, seu repraesentationes passionum, quibus claruit constantia Martyrum, d. i. London hat, anstatt der theatralischen Schauspiele, weit edlere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner und die Leiden der Märtyrer vorgestellt werden. Wider dieses Zeugniß eines ehrlichen Mannes ist nichts einzuwenden; und da er von diesen Vorstellungen nicht als von einer Neuigkeit redet (denn er beschreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen): so kann man den Anfang derselben schwerlich später, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers setzen.*)

Um diese Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation etwas einem Theater Ähnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß seit dem Verfalle der Römer sich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieser kein so altes ausdrückliches

---

*) Dodsley in der Vorrede zu seiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden herausgegeben.

Zeugniß für seine Nation aufweisen.*) Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, sondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteste Spur des englischen Theaters annimmt.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorstellungen bloßer Wunderwerke und Leidensgeschichten nicht lange nach dem Geschmacke des englischen Pöbels waren. Wenigstens findet man ungefähr hundert und vierzig Jahre hernach, daß man ihn mit weit lustigeren Vorstellungen zu unterhalten gesucht hat. Denn unter der Regierung König Eduards des Dritten ward durch eine Parlamentsacte verordnet, daß eine gewisse Gesellschaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angestellt, aus der Stadt gepeitscht werden sollten, weil sie in den Trinkhäusern, und an anderen Orten, wo sich das Volk versammelt, ärgerliche Dinge gespielt.**) Worin diese ärgerlichen Dinge eigent-

---

*) Ludewig Riccoboni in seinen Réflexions historiques et critiques sur les différens Théâtres de l'Europe, p. 4—14.

**) Wenn Riccoboni (in dem angezogenen Werke, Seite 118) dieser Parlamentsakte, als der ältesten Spur des englischen Theaters, gedenkt, so drückt er sich folgendermaßen aus: „Sous le règne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 et finit en 1038, il est rapporté, dans un livre imprimé à Londres (*Statutes at large etc.*), que ce saint Roi ordonna par un Arrêt du Parlement, *qu'une Assemble etc.*“

lich bestanden, kann man nicht sagen.*) Sie mögen aber bestanden haben, worin sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß diese Vagrants die ersten wahren englischen Komödianten waren; denn sie verließen das abergläubische Zeug, und gaben sich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbsten Satyre, und mit der

Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? Eduard der Dritte regierte von 1327 bis 1376; und da ihn Riccobini den heiligen König nennt, so ist es offenbar, daß er ihn mit Eduard dem Bekenner, welcher von 1042 bis 1066 regierte, oder gar mit dem heiligen Eduard dem Märtyrer, muß vermengt haben.

*) Vielleicht waren sie derjenigen Art von Schauspielen nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten Mummers genannt wurden, und in einer altväterischen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Geberden und Possen machten. Es finden sich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem funfzehnten Jahrhunderte aber waren sie so gemein, und hielten das Volk so sehr von seinen Geschäften ab, daß sie der menschlichen Gesellschaft sehr schädlich wurden. Denn da sie beständig verkleidet und maskirt einhergingen, so waren sie an vielen lüderlichen Streichen Schuld, und fingen Unordnungen an, die mit der Zeit so arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung König Heinrichs des Achten (1512) eine Parlamentsakte wider diese Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske, die verkauft, oder in einem Hause gefunden werden würde, eine Geldstrafe von 20 Schillings (beinahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

plumpsten Nachahmung der allerärgerlichsten Sitten, die nichts weniger als bessern kann; doch dieses konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders seyn, und man hätte sie sogleich nicht sowohl ganz unterdrücken, als nur einschränken sollen.

Nach einer so scharfen Ahndung aber mußte sich alles, was einem Schauspiele ähnlich sah, aufs neue unter dem Mantel der Religion verbergen, und man sah wieder nichts als Mysteries vorstellen. Im Jahre 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusschule dem König Richard dem Zweiten eine Bittschrift, und baten darin: „daß gewissen unerfahrnen Leuten Einhalt geschehen möchte, welche sich unterfangen hätten, die Geschichte des alten Testaments vorzustellen; weil es zu der Kläger Nachtheil geschehe, als welche sich in große Kosten gesetzt, um dieselben zur Weihnachtszeit öffentlich zu spielen." Hieraus sieht man, daß die Collegen der St. Paulusschule damals schon gewissermaßen im Besitz waren, dergleichen Mysterien aufzuführen, und daß sie es für Geld thaten. Wenn man also auch nur diesen Zeitpunkt als den ersten des englischen Theaters annehmen wollte, so würde man es doch noch für älter, als das französische erkennen müssen; denn es ist gewiß, daß die Franzosen mit den heiligen Vorstellungen der Brüder der Passion höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung Heinrichs des Vierten,

und zwar in dem eilften Jahre derselben (1409), wurde von den Londonschen Kirchendienern (Parish Clerks) ein Schauspiel von Erschaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und bei welchem der größte Theil des englischen hohen und niedrigen Adels zugegen war.*) Von Erschaffung der Welt kann es wohl schwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher,**) daß es vielleicht dasjenige Schauspiel gewesen sey, von welchem in der Cottonianschen Bibliothek noch bis jetzt eine Handschrift aufbewahrt wird. Sie findet sich in dem gedruckten Bücherverzeichnisse derselben, S. 113. unter folgender Aufschrift: Schauspiele in altem englischen Sylbenmaße, h. e. Dramata sacra, in quibus exhibentur historiae veteris et novi Testamenti, introductis quasi in scenam personis illic memoratis, quas secum invicem colloquentes pro ingenio fingit poëta. Videntur olim coram populo, sive ad placendum, a fratribus mendicantibus repraesentata. Nach dem Zuge der Buchstaben und der Sprache zu urtheilen, scheint das Buch wenigstens dreihundert Jahre alt zu seyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prolog an, in welchem der Inhalt von

---

*) *Stow's* Survey of London.

**) Man sehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley seiner Sammlung beigefügt, und der bei Gelegenheit der Collierschen Streitigkeit abgefaßt worden, S. 19.

vierzig nachstehenden Pageants, d. i. von so viel verschiedenen Acten oder Aufzügen, kürzlich erzählt wird. Sie stellen die Geschichte beider Testamente, von Erschaffung der Welt bis auf die Erwählung des h. Matthias zum Apostel vor. Die Begebenheiten des neuen Testaments, z. E. die Verkündigung, die Geburt, die Heimsuchung ꝛc. sind am weitläuftigsten ausgeführt; vor allen aber ist die Passion, die Auferstehung, die Himmelfahrt und die Erwählung des h. Matthias sehr umständlich mitgenommen. „Der Styl," sagt ein englischer Schriftsteller,*) „in welchem alle diese Dinge vorgetragen werden, scheint jetzt sehr gemein, und weit unter der Würde des Inhalts zu seyn. Doch der damalige Geschmack war so ekel noch nicht, und die aufrichtigen Alten waren sehr leicht einzunehmen, daß sie von allem auf das beste und liebreichste urtheilten."

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorstellungen hatte, daß auch die Provinzen damit versehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und schändlicher Dinge damit verband, erhellet aus einer Parlamentsacte vom vierten Jahre der Regierung Heinrichs des Vierten, in welcher gewisser Wastors, Master-Rimours, Minstrels (Spielleute) und anderer Vagabonden, die sich in die Landschaft Wales

---

*) Der Verfasser des angezogenen Dialogue etc. S. 20.

eingeschlichen hatten, gedacht, und befohlen wird, daß es durchaus keinen von diesem Gesindel ferner vergönnt seyn soll, Commoiths und Versammlungen daselbst anzustellen. Man kann nicht sagen, was diese Master-Rimours, die der Landschaft Wales insbesondere so beschwerlich fielen, eigentlich für Leute gewesen sind; eben so schwer ist es auch, zu bestimmen, was man sich für einen Begriff von ihren angestellten Commoiths zu machen habe. Die Grafschaften in Wales*) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilt. Ein solcher Bezirk wird auf Wallisch ein Cantred genannt; und ein Bezirk, der ungefähr die Hälfte davon, d. i. funfzig Dörfer, enthält, wird ein Commoith genannt. Die Master-Rimours bedienten sich also vielleicht dieses Worts, wenn sie einen Platz bestimmt hatten, wo sie spielen wollten, und zehn oder zwölf (englische) Meilen in der Runde (als in welchem Bezirke ungefähr funfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieses gewöhnlich gewesen, ist aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Elisabeth geschrieben worden, zu ersehen. Wenn der Verfasser von den gewöhnlichen Lustbarkeiten des Volkes spricht, sagt er unter an=

*) So wie die Grafschaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genannt werden.

dern: „Das Guary-Miracle, welches auf Englisch so viel als Miracle-Pley (Wunderspiel) bedeutet, ist eine Art eines Schauspiels, welches von einer Geschichte aus der heiligen Schrift handelt, und auf Cornwallisch geschrieben ist. Zur Aufführung desselben erbauen sie auf offenem Felde ein Amphitheater, welches vierzig bis funfzig Fuß lang und breit zu seyn pflegt. Das Landvolk kommt von einigen Meilen in der Runde dahin, um es zu sehen und zu hören; denn es kommen darin Teufel und vielerlei sinnreiche Sprüche vor, daß sowohl das Auge, als das Ohr ergötzt wird." — Von solcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorstellungen der Master-Rimours zu Heinrichs des Vierten Zeiten wohl nicht gewesen seyn, weil man ihnen sonst schwerlich das Handwerk gelegt hätte.

Wie lange die Mysterien auf dem englischen Theater geherrscht, kann man nicht genau bestimmen; so viel ist aber gewiß, daß sie nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrängt wurden, die man Moralities nannte, und welche wenigstens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Mysteries stellten bloß eine Geschichte des alten oder neuen Testaments auf eine abgeschmackte Weise vor; aber in den Moralities war doch irgend ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunst, indem öfters die Tugenden und Laster und Gemüthsbewegungen rc.

als Personen darin aufgeführt wurden.*) In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fingen sie auch an, öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenstand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Partei alle Künste anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verschaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, so würden sie eben so fleißig von politischen Sachen handeln. Doch dauerten diese theologisch-polemischen Schauspiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsacte, welche im vier und zwanzigsten Jahre der Regierung König Heinrichs des Achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, ist eine Clausel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauspielern verboten wird, in ihren Gesängen oder Stücken das Geringste vorzutragen, was der einmal festgesetzten Lehre nachtheilig seyn könnte. Eine von diesen Moralities, unter dem Titel: New Custom etc.,**) welche zur Vertheidigung der Re-

---

*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Titel: *all for Money* (alles für Geld), sind unter den auftretenden Personen auch folgende: Die Gottesgelahrtheit, die Wissenschaft, die Kunst, die göttliche Ermahnung, die gottlose Hülfe, die Gelehrsamkeit mit Geld, die Gelehrsamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrsamkeit, weder Geld noch Gelehrsamkeit ꝛc.

**) Dodsley hat sie dem ersten Bande seiner Sammlung einverleibt.

formation gemacht worden, ward unterdessen doch wieder auf das Theater gebracht; nämlich unter der Regierung der Königin Elisabeth, als sie die reformirte Religion wieder herstellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob sie gleich einem Gespräche ähnlicher sahen, als einem Drama, und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfassern dieser Interludes ist John Heywood einer der vornehmsten. Er ward zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in London geboren und studirte zu Oxford. Die Strenge des akademischen Lebens wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab sich also wieder in seine Vaterstadt, wo er mit dem Thomas Morus eine vertraute Freundschaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling König Heinrichs des Achten zu werden, der ihn wegen seines muntern Kopfes und seiner lustigen Einfälle schätzte. Unter seinen Interludes findet sich eins, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Titel: A merry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und ist im Jahre 1533 gedruckt.*) Allein er muß nach der Zeit wieder ein sehr eifriger Papist geworden seyn; denn er

*) Man sehe den angeführten Dialogue etc. S. 30.

stand nicht allein bei der Königin Maria in großen Gnaden, sondern verließ auch sogar, nach ihrem Tode, sein Vaterland, weil er wohl sah, daß die protestantische Partei, unter Begünstigung der Königin Elisabeth, nunmehr die Oberhand bekommen würde. Er wandte sich nach Mecheln, wo er im Jahre 1565 starb. Er war ein guter Musikus, und hat außer seinen Interludes auch noch eine große Menge Epigrammata geschrieben, die aber nicht viel werth sind.

Und nun kommen wir endlich auf das erste englische Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. Thomas Sackville, nachher Baron von Buckhurst und endlich Graf von Dorset, Großschatzmeister von England unter der Regierung der Königin Elisabeth und König Jacobs des Ersten, war der Verfasser desselben. Dieser Herr war in seiner Jugend der größte Dichter seines Landes, so wie er in seinen männlichen Jahren der größte Staatsmann desselben ward. Er war im Jahre 1526 geboren, studirte zu Oxford und Cambridge, und sahe Frankreich und Italien. Alle seine poetischen Werke aber hat er vor dieser Reise geschrieben, und es scheint überhaupt nicht, daß er, insbesondere zu seiner Tragödie, durch irgend ein ausländisches Muster sey ermuntert worden. Sie ward den 16ten Jenner 1561 zum erstenmal, in Gegenwart der Königin Elisabeth, aufgeführt; und der Inhalt ist aus der alten englischen Geschichte genommen. Sie

ward nicht sogleich gedruckt; während der Zeit aber, da sich der Verfasser auf Reisen befand, machte sich ein Buchhändler seine Abwesenheit zu Nutze, und gab sie 1565 zu London in 8. sehr fehlerhaft heraus. Nach seiner Zurückkunft besorgte er selbst eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: Ferrex und Porrex, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte, und das Stück Gorboduc nannte. „Gorboduc, König von England, theilte sein Reich, noch bei Lebzeiten, unter seine Söhne Ferrex und Porrex. Diese Söhne geriethen in Streit; der ältere bringt den jüngern um; die Mutter, welche den Ermordeten vorzüglich liebte, tödtet den Mörder; der König ermordet darauf die Königin; und damit das Theater ja gänzlich rein werde, so erregt das Volk einen Aufstand, und schafft auch den alten Gorboduc aus der Welt, 2c." — Dieses ist die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergossen. Die mechanischen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, sind schlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Aufzug allein enthalten bloß eine kleine Dauer von funfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite desto größere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaßes, ertheilen seinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie so wesentlich ist, und doch von fast allen nachfolgenden englischen

Trauerspieldichtern entweder so wenig verstanden, oder so sehr vernachlässigt worden. Selbst Pope machte sehr viel aus diesem ersten tragischen Versuche seiner Landsleute, und seiner Vorsorge hat man die neueste*) Ausgabe desselben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord Buckhursts, von Joseph Spence, erschienen ist. Diese Ausgabe war höchst nöthig; denn das Stück war so vergessen worden, und so Wenigen mehr bekannt, daß es selbst Dryden nicht muß gesehen haben, weil er es die Tragödie von der Königin Gorboduc nennt, und vorgiebt, daß sie in gereimten Versen abgefaßt sey, welches sie doch nicht ist.**) Ich will mich jetzt nicht länger dabei aufhalten, sondern nur noch diesen einzigen Umstand anführen, daß zwar Gorboduc überhaupt unserm Lord Buckhurst gehört, daß aber die ersten drei Aufzüge Thomas Norton ausgearbeitet haben soll.

Ungefähr in eben dasselbe 1561ste Jahr fällt auch die erste englische Komödie, die dieses Namens nicht ganz unwerth ist, wenigstens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der ältesten Ausgaben, auf der von 1661 nämlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*,

---

*) Außer daß es Dodsley auch nachher im zweiten Bande seiner Sammlung abdrucken lassen.

**) In der Zueignungsschrift vor seinen *Rival-Ladies*.

a right pithy pleasant and merry Comedy; und zugleich wird auf diesem Titel gesagt, daß sie von einem Mr. *S.* — Master of Atts verfertigt, und hundert Jahre vorher zu Cambridge gespielt worden. Der Inhalt ist ungefähr dieser: „Die Frau Gammer Gurton, als sie ihres Bedienten Hodge Beinkleider ausgebessert, hat ihre Nadel dabei verloren, und ihre Nachbarin Dame Chot fällt bei ihr in den Verdacht, als ob sie ihr diese Nadel entwendet habe. Sie läßt sie sogar durch den Pfarrer des Orts von ihr wieder abfordern, und bei einem Haare wäre ein greulicher Zank darüber entstanden. Doch Hodge findet die Nadel noch zu rechter Zeit in seinen Beinkleidern, und macht der Komödie dadurch ein Ende." — Wie viel Komisches in so einem Stücke seyn könne, und von welcher Gattung es seyn müsse, kann man gar leicht von selbst abnehmen. Dodsley hat es dem ersten Bande seiner Sammlung alter Lustspiele (S. 123 und folg.) einverleibt, und ich will hier nur noch hinzusetzen, daß es in langen daktylischen Versen geschrieben ist. Vierzig Jahre vorher, den 7ten Mai 1520, hatte man zwar bereits ein weit besseres Stück auf der englischen Bühne gesehen, nämlich eins von den Lustspielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführt ward; doch glaube ich nicht, daß Riccoboni*) allzuwohl daran gethan

*) In dem angezogenen Werke, S. 121.

hat, von diesem plautinischen Stücke die Epoche der englischen Komödie zu rechnen. Wenigstens ist die Anmerkung, die er darüber macht, unrichtig: „daß man folglich den Engländern das Vorrecht lassen müsse, ihr Theater mit einem guten weltlichen Stücke angefangen zu haben, da alle anderen europäischen Nationen das ihrige mit höchst elenden Possenspielen angefangen hätten." Die Interludes, deren wir in dem Vorhergehenden gedacht haben, sind der wahre Anfang der eigentlichen englischen Komödie, und nichts Besseres, als Possenspiele gewesen.

Die Bahn war also in beiden Arten des Drama gebrochen, und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erweckt wird, zeigte sich bei mehr als Einem der damaligen schönen Geister wirksam. Ich will einige der vornehmsten namhaft machen.

Richard Edwards war zu seiner Zeit als ein guter Musikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 geboren und studirte gegen 1547 zu Oxford in dem Christchurch-Collegium. Zu Anfange der Regierung der Königin Elisabeth ward er ein Mitglied ihrer Kapelle, und Aufseher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwei Lustspiele, wovon das eine den Titel führt: Damon und Pythias, und von Dodsley dem ersten Theile seiner Sammlung einverleibt worden. Aus dem Prologus erhellt, daß

Edwards recht gute Begriffe von den Charakteren und den Absichten des Lustspiels gehabt hat. Auch scheinen ihm die Lehren und Muster der Alten nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn; denn er sagt unter andern in gedachtem Prologe: weil Könige und andere hohe Personen in seinem Stücke vorkämen, so würde er wohl am besten thun, wenn er es eine Tragikomödie nennte. Dieser Zug, wie bekannt, ist von dem Vorredner zu des Plautus Amphitruo entlehnt. Das zweite Lustspiel des Edwards heißt: Palämon und Arcite. In diesem fand die Königin Elisabeth, und die ganze Versammlung, vor der es aufgeführt ward, nichts lustiger, als ein Geschrei von Jagdhunden, welches sehr natürlich nachgeahmt ward.

John Lilly. Er war aus der Landschaft Kent, und ward in dem Marien-Magdalenen-Collegium zu Oxford erzogen, wo er im Jahre 1575 den Grad eines Magisters der freien Künste annahm. Er machte sich sowohl durch verschiedene dramatische Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: Euphues and his England, or the Anatomy of Wit, bekannt. Der Ausdruck in diesem Roman war außerordentlich unnatürlich; voller Metaphern, Allusionen, Allegorieen und Analogieen. Und ob man schon damals weit bessere Muster der Sprache aufzuweisen hatte, dergleichen die Schriften eines Sidney und Spenser waren,

so fand er doch an dem Hofe der Königin Elisabeth einen so außerordentlichen Beifall, daß eine Hofdame, die den Euphues nicht lesen, und sich nach seiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben so wenig geachtet ward, als jetzt eine, die nicht französisch spricht. Sechs von Lilly's dramatischen Stücken sind, unter dem Titel der Hofkomödien, verschiedene Jahre nachher zusammen gedruckt worden.*) Sie heißen: Alexander und Campaspe; Endymion; Galathea; Midas; Sappho und Phaon; und Mutter Bambie. Die erste hat Dodsley dem zweiten Bande seiner Sammlung einverleibt.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obgedachten John Heywood; gegen 1535 zu London geboren. Er verließ mit seinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jesuiterorden. Vorher, als er noch in Oxford studirte, hatte er einige von den lateinischen Trauerspielen, die unter dem Namen des Seneca angeführt werden, übersetzt; und dieserwegen gedenke ich hier seiner. Den rasenden Herkules nämlich, die Trojanerinnen und den Thyest. In den Trojanerinnen hat er verschiedene Veränderungen und Zusätze angebracht. Die Zusätze bestehen in einigen und sechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem

*) London 1632, in Duodez.

ersten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweiten Aufzuges, in welcher er den Geist des Achilles erscheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; deßgleichen in drei Strophen zu dem Chore nach dem zweiten Aufzuge. Die Veränderungen betreffen vornehmlich den Chor des dritten Aufzugs, welcher in der Urschrift fast aus lauter Namen fremder Gegenden besteht, und an dessen Statt er einen für seine Leser verständlichern eingeschoben hat. — Er starb 1598 zu Neapel.

Wie die Stücke dieser und der übrigen zeitverwandten Dichter beschaffen gewesen, kann man aus folgender Stelle des Ritters Philipp Sidney ersehen. „Unsere Trauerspiele und Lustspiele," sagt er in seiner Vertheidigung der Dichtkunst, „beobachten weder die Regeln des Wohlstandes, noch der Dichtkunst. Die eine Seite des Theaters ist Asien und die andere Afrika; und dazwischen liegen noch so viele Königreiche, daß jeder auftretende Schauspieler es sein erstes Wort muß seyn lassen, uns zu sagen, wer und wo er sey, weil man seine Rede sonst unmöglich würde verstehen können. Mit einemmal kommen drei Frauenzimmer, welche Blumen suchen, und wir müssen glauben, daß das Theater einen Garten vorstelle. Nebenher hören wir, daß ein Schiff auf eben demselben Platze verunglückt sey; und nun muß das Theater ein Ufer oder ein Fels seyn. Gleich dar-

auf erscheint in dem Hintertheile der Schaubühne ein entsetzliches Ungeheuer, welches Feuer speiet, und das Theater ist folglich eine Höhle. Nun kommen geschwind ein halb Dutzend Kerle mit Schwertern und Schilden, die ein Kriegsheer vorstellen, herein gelaufen, und wir werden gebeten, das Theater für ein Schlachtfeld zu halten, &c. So gehen unsere Dichter mit dem Orte um; und mit der Zeit sind sie noch weit freigebiger. Gewöhnlicher Weise verliebt sich ein junger Prinz in eine junge Prinzessin; nach mancherlei Unglück und Verwirrung kommt die Prinzessin in gesegnete Umstände, und wird zu gehöriger Zeit von einem gesunden und wohlgestalten Knaben entbunden. Dieser wird verloren, findet sich wieder, wird groß, verliebt sich, und würde vielleicht selbst wieder einen jungen Sohn sehen, wenn nicht der Vorhang zufiele, &c."

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das englische Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakspeare, Beaumont, Fletcher und Ben Johnson waren die großen Genies, die es mit unsterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem griechischen, für einen Kenner der schönen Wissenschaften das allerinteressanteste ist, und dem Ansehn nach auch bleiben wird.

Von dieser Zeit an kann man die Geschichte des englischen Theaters, und die Dichter desselben, in drei Perioden und Klassen eintheilen.

Die erste Periode fängt an von Shakspeare, und geht bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauspiele verboten. Sie beträgt einige funfzig Jahre.

Die zweite Periode fängt von der Zeit der Restitution an, und geht bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, besonders ihrem Trauerspiele mehr Regelmäßigkeit und Anstand zu geben anfingen.

Die dritte Periode begreift das jetzt laufende Jahrhundert; und wie das Theater desselben das neue heißen kann, so wird man nicht unrecht die zweite Periode das mittlere, und die erste das alte englische Theater nennen können. Das älteste folglich würde das Theater vor Shakspeare's Zeiten seyn; und von diesem verlohnt es sich kaum der Mühe, mehr zu sagen, als ich bereits gesagt habe.

Aber auch von den drei wichtigeren Perioden will ich für jetzt dem Leser weiter nichts vorlegen, als ein chronologisches Verzeichniß der vornehmsten Dichter derselben, damit er ungefähr sehen kann, welch eine reiche Ernte hier auf uns wartet.

Erste Periode, oder das alte englische Theater.

1. William Shakspeare; geboren 1564 zu Stratford in der Grafschaft Warwick. Sein erstes Stück ist Romeo und Julie von 1597, und die gleich darauf folgenden Richard der Zweite, und der Dritte. Er starb 1617 im drei und funfzigsten Jahre seines Alters. Die erste Ausgabe seiner Werke ist von 1623 in Folio. Die vorzüglichsten von den nachherigen Ausgaben sind die von Rowe, von Pope, von Theobald, von Thomas Hanmer und von Warburton.

2. Francis Beaumont und John Fletcher. Diese zwei Freunde sind als dramatische Dichter nicht zu trennen, indem sie alle ihre Werke gemeinschaftlich verfertigten. Beaumont war geboren 1585, und Fletcher 1576. Jener starb noch vor seinem dreißigsten Jahre, 1615; und dieser 1625 an der Pest.

3. Ben Johnson; geboren 1574. Sein erstes dramatisches Werk, das er drucken ließ, war das Lustspiel: Every Man in his Humour; zum erstenmale aufgeführt 1598. Er starb den 16. August 1637, im drei und sechzigsten Jahre.

4. Thomas Heywood; lebte unter der Regierung der Königin Elisabeth und Jacobs I., und

war zugleich ein Schauspieler. Er hat eine ungeheuere Menge Stücke gemacht; wie er denn in der Vorrede zu einem sagt, daß das gegenwärtige das zweihundert und zwanzigste sey, welches aus seiner Feder geflossen, oder woran er wenigstens Theil gehabt. Es sind aber von dieser großen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von seinen Tragödien: A woman kill'd with kindness, steht in dem vierten Bande der Dodsleyischen Sammlung.

5. Christoph Marloe; er studirte zu Cambridge, verließ aber die Universität gar bald, und ward ein Schauspieler, und zwar von eben der Gesellschaft, von welcher Shakspeare war. Er war zum Tragischen besonders aufgelegt, und unter seinen sechs Stücken ist auch ein Doctor Faust. Seine Tragödie Edward the second steht in dem zweiten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Wood legt ihm einen sehr abscheulichen Charakter bei, und sagt, er sey ein offenbarer Atheist gewesen. Von dergleichen Beschuldigungen geht meistentheils viel ab. Sein Ende war sehr unglücklich. Er hatte sich in ein gemeines Mädchen verliebt, bei der er einst einen Nebenbuhler in Livrei antraf. Er zog seinen Dolch, und wollte ihn in der Wuth erstechen. Doch der Bediente wich dem

Stoße aus, riß ihm den Stahl aus der Hand, und verwundete ihn mit seinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödtlich, und er starb 1593.

6. George Chappmann; geboren 1578. Er studirte zu Oxford, und kam nachher nach London, wo er mit Shakspeare, Johnson, Fletcher 2c. Freundschaft machte. Er war in der lateinischen und griechischen Sprache sehr erfahren, und seine Übersetzung des Homer wird auch noch jetzt nicht ganz verachtet. Er hat verschiedene Trauerspiele und Komödien geschrieben. Aus dem Prolog seiner Komödie All Fools, sieht man, daß zu damaliger Zeit die Standespersonen, und wer sich ein guter Kunstrichter zu seyn dünkte, anstatt in den Logen zu sitzen, mit auf dem Theater saßen, wie es noch jetzt in Frankreich gebräuchlich ist. Eine andere von seinen Komödien: Two wise men, and all the rest Fools, hat sieben Aufzüge. Unter seinen Trauerspielen heißt eins: Alphonsus Emperor of Germany; in welchem er diesen Gegenkaiser Richards von Cornwall, bloß seiner Nation zu schmeicheln, eine sehr abscheuliche und unglückliche Rolle spielen läßt. Sein Lustspiel: The Widow's tears, dessen Inhalt die bekannte Geschichte von der Matrone zu Ephesus ist, steht in dem vierten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er starb 1655.

7. William Rowley; schrieb sechs dramatische Stücke, an deren einem: The Birth of Merlin, Shakspeare Theil hat. Seine beste Tragödie ist: All is lost by Lust. Eine von seinen Komödien: a Match at Midnight, steht in dem sechsten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung Karls des Ersten.

8. John Marston, studirte zu Oxford, und ist Verfasser von acht dramatischen Stücken, die Shakspeare nach seinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt seyn, herausgegeben. Eins davon, the Malcontent, a Tragedy, steht in dem vierten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Sie ist dem Ben Johnson mit vielen Lobsprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel; geboren 1562. Er schrieb außer seiner Geschichte von England, und vielen anderen Gedichten, auch einige Tragödien und Tragikomödien. Die ersten, namentlich Philotas und Cleopatra, hat er nach Art der Alten, mit Chören zwischen jedem Aufzuge, verfertigt. Er ward, nach dem Tode des großen Spenser, gekrönter Poet bei der Königin Elisabeth, und starb 1619.

10. Thomas Decker; lebte unter der Regierung Jacobs I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit dem Ben Johnson bekam, berühmter,

als durch alle seine Werke, die in eilf dramatischen Stücken, größtentheils Lustspielen, bestehen, wovon er acht ganz allein, drei in Gesellschaft mit Webster, und eins in Gesellschaft mit Rowley und Ford verfertigt. Unter die ersten acht gehört the Whore of Babylon (gedruckt zu London, 1601 in Quart), worin er, unter erdichtetem Namen, die vortrefflichen Tugenden der Königin Elisabeth, und die Gefahren vorstellt, denen sie durch die glückliche Entdeckung der bösen Absichten, welche die Jesuiten und Papisten wider ihre geheiligte Person gehabt, entgangen. Deßgleichen: the honest Whore, in zwei Theilen, wovon der erste in dem dritten Bande der Dodsleyischen Sammlung zu finden. Unter die Stücke, welche er in Gesellschaft mit Webster geschrieben, gehört Wyat's History. Der Held dieses Stückes ist Sir Thomas Wyat aus Kent, welcher in dem ersten Jahre der Königin Maria einen Aufstand erregte, um ihre Vermählung mit Philipp von Spanien zu hintertreiben.

11. Fulk Greville, Lord Brooke; ein Herr, der bei der Königin Elisabeth in großen Gnaden stand, und auch an dem Hofe Jacobs I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von Ph. Sidney, und Camdens großer Gönner. Er schrieb zwei Trauer-

spiele, Alaham und Mustapha. Das letztere steht in dem zweiten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er ward 1628 von einem seiner Bedienten, der sich von ihm nicht genug belohnt zu seyn glaubte, ermordet.

12. Philipp Massinger. Er war einer von den angesehensten Dichtern seiner Zeit; geboren gegen 1585. Er starb zu London 1640, und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren, zu Grabe begleitet. Außer verschiedenen Stücken, die er mit Fletcher und Anderen in Gemeinschaft schrieb, hat er deren noch vierzehn von seiner eigenen Arbeit drucken lassen. Vier davon: the Guardian, a comical history; das Lustspiel: a new way to pay old debts; die Tragikomödie: the Picture, und das Trauerspiel: the unnaturel Combat, hat Dodsley dem achten Bande seiner Sammlung einverleibt.

13. Thomas Randolph; geboren 1605. Er studirte zu Cambridge, und war einer von den eifrigsten Anhängern und Bewunderern Ben Johnson's. Er starb 1634. Von seinen dramatischen Stücken steht das Lustspiel: the Muse's Looking-Glass, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne ist, in dem sechsten Bande der Dodsleyischen Sammlung.

14. William Alexander, Graf von Stirling; aus einer vornehmen schottischen Familie, geboren unter der Regierung der Königin Elisabeth und während der Minderjährigkeit Jacobs VI. von Schottland. Er stand bei dem letztern und dessen Sohne, Karl dem Ersten, in großen Gnaden, und bediente wichtige Ämter. Er ist Verfasser von vier dramatischen Stücken, die er Monarchische Trauerspiele nennt; namentlich die Alexandrinische Tragödie, Cröſus, Darius und Julius Cäsar. Sie sind nach dem Muster der Alten geschrieben, und haben zwischen jedem Aufzuge Chöre. Sie sind durchaus ernsthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnsprüche; doch sind auch die sanfteren und zärtlicheren Leidenschaften dann und wann sehr fein bearbeitet. In der Wahl seiner Verse aber ist der Verfasser sehr unglücklich gewesen; es sind nämlich Verse mit abwechselnden Reimen, so wie sie Pibrac in seinen Vierversen, oder Davenant in seinem Gondibert, gemacht hat.

15. John Ford; schrieb unter der Regierung Karls des Ersten, zum Theil in Gesellschaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragischen aufgelegter, als zum Komischen. Seine beste Tragödie soll seyn: 'tis Pity she is a Whore! Schade, daß sie eine Hure

ist! Ein sonderbarer Titel für ein Trauerspiel. Die unzüchtige Liebe eines Bruders zu seiner Schwester wird darin ein wenig mit allzu lebhaften und reizenden Farben geschildert.

16. Thomas May; war unter der Regierung der Königin Elisabeth geboren, und lebte an dem Hofe Karls des Ersten, während welcher Zeit er drei Trauerspiele und zwei Komödien schrieb. Die beiden letzteren, unter dem Titel: the heir, und the old Couple, sind in dem siebenten Bande der Dodsleyischen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und sie nicht bekam, ward er wider den Hof erbittert, und hing, während des bürgerlichen Krieges, dem Parlamente an. Er beschrieb auch die Geschichte dieses Parlaments, worin er alle Galle eines Mißvergnügten ausschüttete. Er starb 1652.

17. Thomas Goff; geboren gegen das Jahr 1592. Er schrieb, als er zu Oxford studirte, verschiedene Tragödien; wählte aber hernach den geistlichen Stand, und schrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624 gedruckt worden. Er starb in dem nämlichen Jahre.

18. Thomas Middleton. Er lebte unter der Regierung Karls des Ersten; und das Rühmlichste, was man von ihm sagen kann, ist dieses,

daß er mit Johnson und Fletcher in Gemeinschaft gearbeitet, deßgleichen auch mit Massinger und Rowley. Seine dramatischen Stücke belaufen sich auf vier und zwanzig, meistens Komödien. Eine davon: a mad World, my Masters! steht in dem fünften Bande der Dodsleyischen Sammlung; und eine andere: the Mayor of Queenborough, in dem eilften Bande derselben.

19. John Suckling, geboren 1613. Sein Vater war Haushofmeister bei Karl dem Ersten. Er reisete, und wohnte in Deutschland einem Feldzuge unter Gustav Adolph bei. Als er wieder nach Hause kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigene Kosten einen Trupp Reiter zum Dienste des Königs zusammen, konnte aber keine großen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters starb. Man hat nur vier dramatische Stücke von ihm. In Prosa wußte er sich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poesie aber zeigte er kein sonderliches Genie.

20. William Cartwright; geboren 1611, oder nach Anderen 1615. Er studirte zu Oxford, wo er verschiedene Komödien und Tragikomödien schrieb. Eine von den letzteren: the Royal Slave, ward den 30sten August 1636 von den

Studenten des Christchurch-Collegii daselbst, in Gegenwart des Königs und der Königin, mit großem Beifalle aufgeführt. Seine Komödie: the ordinary, steht in dem zehnten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Cartwright trat hernach in den geistlichen Stand, und erwarb sich durch seine pathetischen Predigten vielen Ruhm. Er starb aber sehr jung, nämlich 1643, im drei und dreißigsten Jahre seines Alters.

21. Anthony Brewer; blühte unter der Regierung Karls des Ersten, und schrieb, außer einer Komödie, den vor Liebe kranken König, welches für eins von den besten irregulären Trauerspielen, nach denen des Shakspeare, gehalten wird. Die Geschichte ist ungemein rührend: Canut, König von Dänemark, hat sich der Stadt Winchester, durch Verrätherei eines Einwohners, bemächtigt, und befiehlt, alles über die Klinge springen zu lassen. Er kommt voller Blutdurst in das Kloster, und schnaubt nach Mord; hier geht ihm die Nonne Cartesmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen, und ihn gleichsam in einen Menschen umzuschaffen. Canut verliebt sich in sie, und die schöne Nonne überläßt sich, nach einem langen Streite zwischen Ehre

und Liebe, dem Tyrannen, und bricht ihre Klostergelübde. Die Sprache in diesem Stücke des Brewer ist sehr modern; die Verse sind so musikalisch, als Rowes Verse nur immer seyn können, und eine Menge Stellen sind von einer recht schmelzenden Zärtlichkeit. — Noch schreiben einige diesem A. Brewer ein Lustspiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five Senses, for Superiority. Es ward 1607 zuerst gedruckt, und ist in dem fünften Bande der Dodsleyischen Sammlung zu finden. Ein Umstand macht dieses Stück merkwürdig. Als es nämlich zu Cambridge aufgeführt ward, spielte Oliver Cromwel, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darin, und zwar mit so vieler Empfindung, daß sein Ehrgeiz dabei zuerst aufzuwachen anfing. Folgende Stelle, wo er als spielende Person gekrönt wird, soll ihn unter andern so erhitzt haben, daß er in allem Ernste nach einer wirklichen Krone zu trachten, sich vorgesetzt.

Roses and bays, pack hence! this crown and robe
My brows and body circles and invests;
How gallantly it fits me! sure the slave
Measured my head, that wrought this coronet.

They lie that say, complexion connot change!
My blood's ennobled, and I am transform'd
Unto the sacred temper af a king.
Me thinks, I hear my noble Parasites
Stiling me Caesar, or great Alexander,
Licking my feet etc.

22. James Shirley; ist einer von den voluminösesten dramatischen Dichtern dieser Periode; doch gehört er auch einigermaßen mit in die folgende. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafschaft Hertford, als er zur katholischen Religion übertrat. Er verließ also seine Pfarre, kam nach London, und fing an, für das Theater zu arbeiten. Die Königin Henriette Maria, Karls des Ersten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis sie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhing. Er trat hierauf in die Dienste des Herzogs von Newcastle, William Cavendish. Nach der Restauration wurden verschiedene von seinen Lustspielen nicht ohne Beifall in London aufgeführt. Man kann aber nicht sagen, daß ihm Karl der Zweite irgend eine Belohnung für seine beständige Treue gegen das Königliche Haus zufließen lassen. Er starb in großem Elende zu London 1666. Er hat an die acht und dreißig drama=

tische Stücke, meistens Komödien, geschrieben. Zwei davon: the Bird in the Cage, und the Gamester, stehen in dem neunten Bande der Dodsleyischen Sammlung. Er hat ihr eine ironische Zuschrift an William Prynne, dessen wir ein andermal gedenken werden, vorgesetzt.

Und dies werden auch ziemlich die merkwürdigsten dramatischen Dichter aus dieser Periode seyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. Joseph Rutter, ein Zeitverwandter des Johnson, dessen tragisch-komische Pastorelle, the Shepherd's Holiday, in dem siebenten Bande der Dodsleyischen Sammlung vorkommt. — William Habington, geboren 1605 und gestorben 1654, dessen Tragikomödie: the Queen of Arragon, Dodsley seinem zehnten Bande einverleibt hat. — John Webster, dessen Tragödie: the white Devil or Vittoria Corombona, daselbst in dem dritten Bande zu finden. — Gerwase Markham, der unter der Regierung Karls des Ersten lebte und für ihn die Waffen ergriff; er ist Verfasser eines einzigen Trauerspiels: Herod and Antipater. — Peter Hausted, ein Geistlicher, der Predigten und Komödien geschrieben, gestorben 1645. — John Day, Jasper Main rc.

Zweite Periode,
oder das mittlere englische Theater.

1. William Davenant; geboren 1605 zu Oxford, wo sein Vater ein Wirthshaus hielt. Er studirte daselbst in Lincolns-Inn, aber nur kurze Zeit, und that sich seit 1628 mit verschiedenen dramatischen Stücken und anderen Gedichten hervor. Im Jahre 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnson's Stelle. Er blieb dem Könige und der königlichen Familie während des bürgerlichen Krieges sehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erste Stelle in dieser Periode verdient, ist dieses die Ursache: Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewissen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergießen, aber nicht, einen unschuldigen Scherz anzuhören, alle theatralischen Vorstellungen verboten hatten, und nun verschiedene Jahre gar keine englische Bühne existirte: so war Davenant der erste, der auf die Wiederherstellung derselben bedacht war. Er mußte aber sehr behutsam zu Werke gehen, und vor der Hand die Musik für das Hauptwerk angeben. Die Stükke, die er in dieser Absicht verfertigte, waren mehr Gespräche und einzelne Declamationen, als wirkliche Tragödien und Komödien. Dieser

Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahre 1660 die königliche Familie wieder eingesetzt ward. Davenant starb den 7. April 1668. Die Anzahl seiner dramatischen Stücke, die er sowohl vor, als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft sich ungefähr auf zwanzig; sie sind mit seinen übrigen Werken in einem Foliobande zu London 1673 zusammen gedruckt worden.

2. Johann Dryden. Von diesem und seinen sämmtlichen dramatischen Werken werde ich umständlich handeln.*)

3. Nathanael Lee. Er studirte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauspieler das Theater. Man weiß wenig von seinen Lebensumständen. Er starb noch vor seinem vier und dreißigsten Jahre, und schrieb eilf Tragödien. Er besaß den göttlichen Enthusiasmus eines Poeten, und war besonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenschaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verstande, und saß in Bedlam. Für sein feinstes und rührendstes Stück hält man Lucius Junius Brutus 2c.

4. Thomas Otway, geboren 1651. Er studirte zu Oxford, ging von da nach London,

*) Der Aufsatz war eine bloße Übersetzung, und konnte daher nicht mit aufgenommen werden.

und ward ein Schauspieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in schlechten Umständen wieder zurück, und fing an, für die Bühne zu schreiben. Seine Lustspiele sind allzu wild und unzüchtig. In seinen Trauerspielen aber ist er so rührend, und zeigt sich als einen so großen Meister über das Herz und die Leidenschaften seiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatischen Dichtern nur sehr wenige seines Gleichen hat. Er starb 1685 im drei und dreißigsten Jahre seines Alters, in dem alleräußersten Elende; und der Verfasser des befreiten Venedigs mußte in dem großmüthigen und reichen England vor seinem Ende noch betteln.

5. Thomas Shadwell; geboren gegen 1640. Er war gekrönter Poet, und starb 1692. Dryden war sein großer Feind; allein er verachtete ihn viel zu sehr. Verschiedene von seinen Komödien sind reich an Humor; und es fehlt ihnen auch nicht an ursprünglichen Charakteren. Er ahmte sonderlich Ben Johnson nach.

6. Thomas Killegrew. Er war Edelknabe bei Karl dem Ersten, und hernach Kammerjunker bei Karl dem Zweiten, mit dem er zwanzig Jahre außer England lebte. Während dieser Zeit schrieb er neun dramatische Stücke, und zwei nach seiner Rückkunft in London, die da-

selbst in einem Foliobande 1664 zusammen gedruckt worden. Ein Lustspiel davon: the parson's Wedding, steht in dem neunten Bande der Dodsleyischen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieses Namens, William Killegrew, der Karl dem Ersten sehr treu blieb, und hernach gleichfalls an Karls des Zweiten Hofe lebte, hat man vier dramatische Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zusammen gedruckt worden.

7. Katharine Philips, eines Kaufmanns, John Fowles, Tochter; zu London geboren 1631. Sie übersetzte einige Trauerspiele aus dem Französischen des P. Corneille, und starb im zwei und dreißigsten Jahre ihres Alters, 1664.

8. Roger Boyle, Graf von Orrey, geboren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern seiner Zeit, und schrieb einige Tragödien. Er starb 1629.

9. Aphra Behn; diese bekannte Dichterin ward unter der Regierung Karls des Ersten geboren, und lebte ihre jüngeren Jahre mit ihrem Vater, Namens Johnson, in Surinam. Als sie wieder nach London zurückkam, heirathete sie daselbst ein Kaufmann mit Namen Behn. Karl der Zweite brauchte sie in politischen Angelegenheiten. Sie hat, außer verschiedenen anderen Gedichten, siebzehn Komödien geschrieben, welche

in vier Duodezbänden 1724 zusammen gedruckt worden. Sie starb 1689.

10. Charles Sedley; geboren gegen 1609. Er kam nach der Restauration an den Hof Karls des Zweiten, der ihn sehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine sehr wilde Lebensart. Die Revolution unter Jacob dem Zweiten half er sehr befördern. Er ist Verfasser von drei Komödien und eben so vielen Trauerspielen, die mit seinen übrigen Gedichten 1719 in zwei Octavbänden zusammen gedruckt worden.

11. George Etherege; geboren gegen 1636. Er studirte einige Zeit zu Cambridge, und that eine Reise nach Frankreich. Seine erste Komödie: the comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664 zuerst aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntschaft der damals berufenen witzigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rochester, des vorerwähnten Charles Sedley, in deren Lebensart er nicht übel einschlug. Jacob der Zweite schickte ihn als seinen Minister nach Regensburg, wo er auch gestorben seyn soll. Er hat, außer dem angeführten Lustspiele, deren nur noch zwei oder drei gemacht.

12. William Mountford; geboren 1659. Er war ein berühmter Schauspieler und zugleich

Verfasser von einigen dramatischen Stücken, unter welchen sich das Possenspiel befindet: Dr. Faustus with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692 meuchelmörderischer Weise umgebracht.

13. John Crown; geboren in Neuschottland, in Nordamerika. Er kam nach England über, und erlangte, als ein dramatischer Schriftsteller, an dem Hofe Karls des Zweiten nicht den kleinsten Ruhm. Er hat siebzehn Stücke für das Theater geschrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beste gehalten wird. Er lebte noch 1705 in einem hohen Alter.

14. Thomas Betterton, einer von den größten Schauspielern, die England jemals gehabt hat. Er war geboren 1635, und starb 1710. Er ist auch Verfasser von drei dramatischen Stücken.

15. John Banks, Verfasser von verschiedenen Tragödien, die von keinem großen poetischen Genie zeigen, aber doch nicht selten Thränen erregt haben; welches besonders von seinem Grafen von Essex und Anna Bullen zu sagen ist. Er lebte noch im Jahre 1706.

16. George Farquhar, ein Irländer; geboren 1678. Er studirte in dem Dreifaltigkeits-Collegium zu Dublin, betrat aber bald das Theater daselbst. Im Jahre 1696 kam er nach Lon-

don, und ward aus einem Schauspieler ein komischer Schriftsteller. Seine Lustspiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchem er eine reife und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er starb nämlich noch vor seinem dreißigsten Jahre 1707 in sehr mißlichen Umständen.

17. Elkanah Settle; geboren gegen 1658. Er spielte von 1680 den politischen Federfechter, und war bald ein Tory und bald ein Whig. Zugleich schrieb er an funfzehn dramatische Stücke, und starb 1724.

18. Edward Ravenscraft, Verfasser von eilf dramatischen Stücken. Er war ein großer Feind von Dryden. Der Vorwurf des Plagiums aber, den er diesem macht, ist ihm selbst mit größtem Rechte zu machen, indem er seine Lustspiele fast alle aus französischen entlehnt hat, ohne sie zu verschönern, welches unter Dryden's Feder doch oft geschah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts gestorben seyn.

19. William Wicherley; dieser große komische Dichter war geboren 1640. Er kam sehr jung nach Frankreich, wo er die katholische Religion annahm, der er aber wieder nach seiner Zurückkunft in England entsagte. Er war auf dem Punkte, bei Karl dem Zweiten, der ihn sehr

schätzte, ein großes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal seine schönsten Hoffnungen zerstörte. Er starb 1715. Sein erstes Lustspiel: Loove in a Wood, ist von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire sehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für sein bestes Stück gehalten.

20. Nahum Tate, geboren unter der Regierung Karls des Zweiten. Er ward nach Shadwell's Tode gekrönter Poet, und lebte bis gegen 1715. Er ist Verfasser von neun Schauspielen.

21. Thomas d'Urfey, Verfasser von ein und dreißig, aber sehr mittelmäßigen, Schauspielen. Er starb 1723 in einem sehr hohen Alter. Man kennt die spaßhaften Lobeserhebungen, die der Zuschauer an verschiedenen Orten von ihm macht.

22. Peter Motteaux, ein Franzose; geboren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in London einen ansehnlichen Handel. Er ward dabei ein englischer Schriftsteller, und schrieb verschiedene Schauspiele. Er kam 1718, im acht und funfzigsten Jahre seines Alters, ums Leben.

23. Mistreß Manley; dieses bekannte unglückliche Frauenzimmer ist auch Verfasserin von einigen Schauspielen. Sie starb 1724.

Es finden sich noch verschiedene andere dramatische Dichter, die zwar in diese Periode gehören,

aber weder schlecht genug, noch gut genug sind, näher gekannt zu werden; als Flecknoe, Gildon, Cotton, Dennis, ꝛc.

Dritte Periode, oder das neueste englische Theater.

Ich habe gesagt, daß ich diese Periode von einigen mehr feinen als großen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, besonders den englischen Trauerspielen mehr Regelmäßigkeit und Anstand zu geben bemüht waren. Ich will aber damit nicht sagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf sie folgende dramatische Schriftsteller ihres Landes die nämliche Bahn betreten. Genug, daß ihr Beispiel auf alle wenigstens so viel Einfluß gehabt zu haben scheint, um mit ihnen eine neue Klasse anfangen zu können.

1. Nicholas Rowe. Dieser vortreffliche Dichter ward geboren 1673, in der Grafschaft Bedford. Sein erstes Trauerspiel: the ambitious Stepmother, schrieb er in seinem fünf und zwanzigsten Jahre. Sein Tamerlan war dasjenige, worauf er sich selbst das meiste einbildete. Dieses Stück wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pulververschwörung und der Landung König Wilhelms III. in England, gespielt.

Rowe schrieb auch ein Lustspiel, welches aber keinen Beifall fand. Er starb den 6. December 1718.

2. Joseph Addison. Dieser ungemeine Schriftsteller verdient hier wegen seines berufenen Cato eine Stelle; ob es gleich nicht wahr ist, daß dieser Cato, wie Voltaire sagt, für die erste vernünftige (raisonnable) englische Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bei weitem von der Vollkommenheit nicht ist, daß er vor allen anderen den Deutschen so bekannt zu werden verdient hätte. Addison war geboren 1672; und sein Cato erschien zum erstenmale 1713. Er starb 1719.

3. William Congreve; geboren gegen 1671 oder 1672. Er ward in Irland erzogen, und studirte zu Dublin. Sein erstes Lustspiel: the old Batchelor, kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerspiel, welches er geschrieben, zeigt, daß das Tragische seine Sache ganz und gar nicht gewesen. Er hörte zeitig wieder auf, für das Theater zu schreiben, weil das Publikum sein bestes Stück zu kalt aufgenommen hatte. Er starb den 19. Jenner 1729.

4. John Vanbrugh. Er und Congreve sind in dieser Periode ohne Zweifel die größte Zierde der komischen Scene. Er starb 1726. Seine Lustspiele, an der Zahl acht, sind in zwei Octavbänden zusammen gedruckt. (London 1734.)

5. Richard Steele; gehört als Verfasser verschiedener Lustspiele hierher. Das erste davon: the Grief à-la-mode, kam 1702 auf das Theater. Das beste und ausgearbeitetste ist: the conscious Lovers, welches 1722 zuerst gespielt ward. Er starb den 1. September 1729.
6. Elijah Fenton; Verfasser eines sehr guten Trauerspiels, Mariamne, welches 1723 auf die Bühne kam. Er starb 1730.
7. Edmund Smith; gleichfalls Verfasser nur Eines Trauerspiels, Phädra und Hippolytus, das aber gewisser glänzenden Fehler wegen, näher gekannt zu werden verdient. Er starb 1710.
8. Katharine Cockburn. Diese nicht geringschätzige Vertheidigerin des Locke, ist auch Verfasserin verschiedener Schauspiele. Sie war geboren 1679, und starb 1747.
9. Ambrose Philipps. Dieser Dichter, den Pope ein wenig zu sehr verachtet hat, ist Verfasser verschiedener rührender Trauerspiele, unter welchen sich auch eine Übersetzung der Andromache des Racine befindet. Er starb 1748.
10. James Thomson; dessen Leben oben zu finden ist.
11. Aron Hill; geboren 1685. Er sahe sehr jung Ägypten, Palästina und einen großen Theil der Morgenländer, von welcher Reise er 1705 wieder zurück kam. Seine erste Tragödie: El-

fride or the fair inconstant, kam 1709 auf die Bühne. Er übersetzte die Zaire und Alzire des Herrn von Voltaire, welche beide Trauerspiele unter seiner Feder nichts verloren haben. Er starb 1749.

12. Lewis Theobald; er, den Pope zuerst zum Helden seiner Dunciade gemacht hatte. Er ist Verfasser von verschiedenen Schauspielen, unter welchen sich einige Übersetzungen aus dem Griechischen des Sophokles und Aristophanes befinden.

13. James Miller; geboren 1703. Ein Geistlicher seines Standes, der sich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteste von seinen Komödien ist: the Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laster der daselbst studirenden Jugend sehr lebhaft abgeschildert werden. Sie ward 1729 zum erstenmale aufgeführt. Er starb 1743.

14. George Lillo; der Verfasser des unter uns so bekannten Kaufmanns von London; geboren zu London 1693. Er war von Profession ein Juwelier. Das gedachte Stück kam 1731 zuerst auf die Bühne. Die Geschichte ist nicht von seiner Erfindung, sondern aus einem alten Bänkelsängerliede genommen, welches bei der Gelegenheit wieder gedruckt, und in einem Tage zu Tausenden verkauft ward. Lillo hat noch

verschiedene andere Trauerspiele geschrieben, und starb 1739.

Es gehören noch zu den verstorbenen dramatischen Dichtern aus dieser Periode, John Hughes, Charles Johnson, Philipp Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmsten derselben jetzt nur nennen: Young, Moore, Maller, Havard, Jones, Whithead, Mason, Hume, rc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften

Bd.: 11

Berlin (1826)

Opp. 653 m-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605061-0